P. o. germ. 17467 (1 Ludolff 11

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher beträgt:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung.	13 M. 50 ₰	
Für ein halbes Jahr		7 M. — ₰	
Für ein Vierteljahr		4 M. — ₰	
Für einen Monat		1 M. 50 ₰	
Tagweise für einen Band		— M. 6 ₰	

Für die französischen und englischen Bücher besteht ein besonderes Abonnement und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr	gegen Voraus-bezahlung	16 M. — ₰	
Für ein halbes Jahr		9 M. — ₰	
Für ein Vierteljahr		5 M. — ₰	
Für einen Monat		2 M. — ₰	
Tagweise für einen Band		— M. 10 ₰	

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Bei Umtausch der Bücher bitten wir eine möglichst große Anzahl von Nummern aufzuzeichnen, damit den Wünschen um so sicherer entsprochen werden kann, da bei der starken Benutzung nicht alle Bücher vorräthig sein können.

Die Kosten der Sendungen trägt der Abonnent.

Die Bibliothek ist geöffnet: **morgens von 8—12 Uhr und nachmittags von 2—7 Uhr,** an Sonn- und Feiertagen vom 1. Oktober bis 1. April **von 10 Uhr bis 12 Uhr.**

Es wird höflichst und dringend gebeten, die Bücher der Schonung wegen beim Lesen nicht zu brechen oder umzubiegen.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek
(Schöpping)
Maximiliansplatz (Dultplatz) Nro. 16.

34281

<36620182860010

<36620182860010

Bayer. Staatsbibliothek

Felicitas.

Roman

von

M. Ludwiff.

I. Band.

Bonn,
Druck und Verlag von P. Hauptmann.
[1883]

J. Lindauer'sche Leihbibliothek München Maximilianspl. 15

BAYERISCHE
STAATS
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Alle Rechte, besonders das der Uebersetzung, vorbehalten.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
Erstes Kapitel: Verwaist	3
Zweites Kapitel: Versprechungen	27
Drittes Kapitel: Allein auf der Welt	51
Viertes Kapitel: Im Hause der Verwandten	69
Fünftes Kapitel: Stillleben	95
Sechstes Kapitel: Ein willkommener Gast	117
Siebentes Kapitel: Sympathie	159
Achtes Kapitel: Suchen und Verfehlen	185
Neuntes Kapitel: Scheiden und Meiden	205
Zehntes Kapitel: Treues Hoffen	236
Elftes Kapitel: Harry's Liebe	253
Zwölftes Kapitel: Bittere Erfahrung	280
Dreizehntes Kapitel: Ueberraschungen	305
Vierzehntes Kapitel: Wieder im alten Nest	325
Fünfzehntes Kapitel: In der weiten Welt	341
Sechszehntes Kapitel: In der letzten Stunde	369
Siebenzehntes Kapitel: Die kleine Ada	383

Seite

Achtzehntes Kapitel: Verrechnet 395
Neunzehntes Kapitel: Auf der Höhe 422
Zwanzigstes Kapitel: In Feindesland 458
Einundzwanzigstes Kapitel: Eine zweite Kapitulation 488
Zweiundzwanzigstes Kapitel: Verständniß . . . 508
Dreiundzwanzigstes Kapitel: Die Christgabe . . 521
Vierundzwanzigstes Kapitel: Die eigene Heimath 545

Felícítas.

Schicksale kommen nie umsonst über den Menschen; er braucht sie wie Hammerschläge, die das Ebenbild Gottes aus der groben Hülle von Erde herausarbeiten.

Gräfin Hahn-Hahn.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erstes Kapitel.

Verwaist.

Es ist recht warm auf Erden,
Wenn der Hauch der Liebe da weht;
Es kann recht kalt dort werden,
Wenn der Wind über Gräber geht.
Es ist recht hell auf Erden,
Wenn ein glücklich Auge uns lacht;
Es kann recht dunkel werden,
Wenn's auf immer sich zugemacht.

N. N.

Einer jener selten schönen Tage, wie sie zuweilen wohl noch der October beut, neigte sich leise zur Rüste. Schmeichlerisch spielten noch der Sonne glänzende Strahlen mit dem fahlen, bereits etwas dürr gewordenen Laubgewinde, das den Balkon eines hübschen Landhauses gänzlich umwucherte,

küßten dort die Spätlinge der Blumenwelt und stahlen sich durch die hellen Glasscheiben und die weißen Spitzen-Vorhänge hindurch in das Innere eines kleinen Salons, dessen elegante Einrichtung mit goldenem Schein überfluthend. In dem Gemache herrschte tiefe Stille, es schien keine menschliche Seele in der Nähe zu sein, niemand, der den freundlichen Scheidegruß der Sonne beachtet hätte. Dennoch war der kleine Salon nicht leer. Ein junges Mädchen saß darin. Das aber sah die Sonne nicht, obgleich deren Strahlen nunmehr selbst sein weiches Haar mit lichtem Schein übergossen. Der kleine Kopf stemmte sich leicht gegen die Lehne des Divans, in dessen Ecke die schlanke jugendliche Gestalt unbeweglich ruhte. Die ganze Haltung derselben war die — einer verwöhnten jungen Dame, ihr Gesicht das — eines Kindes.

Zarte Kinderhände waren es auch, die fest in einander gerungen auf dem Schooße lagen und durch ihre Weiße scharf abstachen von dem tiefen

Schwarz des Trauerkleides, das der stillen Erschei-
nung etwas ungemein Kummervolles gab. Um so
mehr deßhalb, weil in diesem hellen, sonnigen Ant-
litz, in den weichen, regelmäßig schönen Zügen und
den bislang nur sorglos lachenden Augen, der Aus-
druck des Kummers offenbar etwas gänzlich Neues
war, der jäh und unerbittlich den weichen Linien
seinen Stempel aufgedrückt. In denselben zuckte
und bebte es, als ob in dem Herzen des armen
Kindes die widerstreitendsten Gefühle um die Herr-
schaft mit einander kämpften, als ob ein nie ge-
kanntes Weh mit leidenschaftlicher Bitterkeit um die
Oberherrschaft in der gequälten Seele stritt. Die
sprechenden Augen hatten darüber ihren Glanz
verloren. Groß und thränenlos starrte ihr Blick
vor sich hin — als habe die Einsame völlig ver-
gessen, daß es überhaupt noch eine Welt um sie
her gebe.

Jäh wurde sie indessen daran erinnert. Eilig
öffnete sich die Zimmerthüre und, die schützenden

Portièren zurückschlagend, meldete ein wohlgeschulter Diener mit gedämpfter Stimme: „Der Herr Oberregierungsrath wünschen das gnädige Fräulein zu sprechen!“

Bei dieser Meldung schnellte das gnädige Fräulein förmlich aus seiner apathischen Haltung in die Höhe, der weiche, kindliche Zug aus dem schönen Gesicht war wie weggewischt. Merklich kühl und stolz zuckte es um den kleinen Mund, ehe dieser jedoch im Stande war, eine Antwort auszusprechen, stand der Gemeldete bereits auf der Schwelle des Gemachs. Wie Jemand, der sich seines guten Rechtes dazu bewußt ist, war er dem Diener auf dem Fuße gefolgt und, denselben mit einer leichten Handbewegung zur Seite weisend, schritt er an ihm vorüber auf die Dame zu. Ihre schlanke Gestalt jetzt zur vollen Höhe aufgerichtet, kam diese ihm einige Schritte entgegen. Ihr die Hand reichend, führte er sie zu ihrem Sitze zurück und, sich ohne Weiteres mit der Linken einen Sessel herbeiziehend, ließ er sich

neben ihr nieder, während er ohne Umschweife sagte:

„Ich bitte, mir einige Augenblicke Deine volle Aufmerksamkeit zu schenken, meine Liebe, denn so sehr ich auch Deine Gefühle zu schonen wünsche, so zwingt mich doch meine kurz gemessene Zeit, eine Unterredung nicht länger hinauszuschieben, die einmal zwischen uns erledigt werden muß. Ich komme soeben vom Notar, der die Regulirung Deiner Angelegenheiten hier übernommen hat. Es erübrigt nun nur noch, daß wir Beide uns endgültig verständigen. Leider sind die Eröffnungen, die ich Dir zu machen habe, zumeist wenig angenehmer Natur. Das Vermögen, das Dein Vater hinterlassen hat, ist so gut wie nichts — dagegen sind die Ansprüche, welche Du gewohnt bist, an das Leben zu stellen, sehr hoch!“

Der Sprecher hielt einen Moment inne, vielleicht schwankte er noch in der Wahl seiner weiteren Worte, vielleicht erwartete er irgend eine Versicherung oder Aeußerung seiner Zuhörerin

Das Mädchen jedoch blieb stumm. Nur das leichte Tuch, das ihre Schultern umhüllte, zog sie, wie fröstelnd, dichter zusammen, dann krampften sich die kleinen Hände wieder fest in einander. In dem bleichen, stolzen Gesichtchen zuckte jedoch keine Muskel, es starrte nur so vor sich hin, als ob der Herr Oberregierungsrath eitel Luft sei.

Diesem schien über dem Gegenstand seiner Gedanken warm zu werden. Aus seinen ernsten, scharf markirten Gesichtszügen sprach bereits deutlich die Mißbilligung, der er sich nicht enthalten mochte, nunmehr Worte zu leihen. Indem er sich hastig aus dem Fauteuil erhob und einige Schritte in dem Gemache auf und nieder ging, sagte er scharf: „Mir erscheint die Handlungsweise Deines Vaters geradezu unverantwortlich. Zuerst den brillanten Gehalt, später die hohe Pension Jahr aus, Jahr ein rein aufgehen zu lassen, Dich zu erziehen wie eine Prinzessin, ohne nur in ver=

nünftiger Weise der Zukunft zu gedenken, das war eine Sorglosigkeit, die —“

Der Satz kam nicht zur Vollendung. Die junge Dame war jäh aus ihrer Apathie erwacht. Ihre Wangen brannten, ihre Augen schienen Feuer zu sprühen, während sie mit nicht minder scharfer Betonung als der bisherige Sprecher einwarf: „Sie vergessen, von wem Sie zu mir sprechen, Herr von Ronau!“

Bei ihren letzten Worten glitt einem Schatten gleich ein äußerst ironisches Lächeln über das Antlitz des Regierungsraths, jedoch nur für einen flüchtigen Moment, es war verschwunden, ehe er sich der jungen Dame voll zugewandt.

Die Beiden standen sich dicht gegenüber, Auge in Auge, wie zwei Gegner, die im Geheimen ihre Kräfte prüfen. Fest hielt er ihren blitzenden Blick aus, ruhig und gemessen lautete seine Entgegnung: „Nein Felicitas, ich vergesse das nicht. Ebenso wenig liegt es in meiner Absicht, Deine Gefühle

zu verletzen, aber ich liebe es, die Dinge bei dem richtigen Namen zu nennen, und halte es absolut für geboten, Dir die Lage zum Bewußtsein zu bringen, in welche Du nunmehr versetzt bist. Bleiben wir daher bei der Sache. Das Endresultat von meines Schwagers Sorglosigkeit ist, daß Du lediglich auf die Güte Deiner Verwandten angewiesen bist."

Felicitas war in ihre scheinbare Apathie zurückgesunken; müde hatte sie wieder ihren Platz und die frühere regungslose Stellung eingenommen. Ersichtlich gab sie es auf, noch irgend eine Einwendung zu machen. Hatte doch jedes Wort, das ihr Vormund und Oheim gesprochen, seine volle Berechtigung. Sie konnte das nicht verkennen. Nichtsdestoweniger verletzte ein jedes dieser Worte ihr stolzes rebellisches Herz. Die entschieden herbe Sprache, in welcher die Wahrheit vor sie hintrat, war ihr, dem verwöhnten Kinde, neu; sie weckte ihren Hochmuth und forderte ihren Trotz

heraus, der ihr verbot zu zeigen, wie tief und klar sie die ganze Trostlosigkeit ihrer Lage erfaßte. Die Erkenntniß davon durchfluthete aber ihre bislang gar sorglos frohe Seele mit nie gekannter Bitterkeit. Das spiegelte sich in ihren weichen, schönen Zügen wieder; es zuckte und arbeitete jetzt darin vor Schmerz, ihre Lippen bebten, aber die kleinen weißen Zähne preßten sich fest auf einander; die dunklen Augen blieben thränenlos, kühl und fragend blickten sie den Oheim an, als erwarte sie einzig die Fortsetzung seiner Rede.

Schon in den vergangenen Tagen mochte die ganze Erziehung seines Mündels wenig Herrn von Ronau's Beifall gefunden haben; ihr jetziges hochmüthig passives Verhalten ärgerte ihn offenbar, dennoch mußte bei einem Blick in jene tiefen auf ihn gerichteten Augen ein gewisses Mitleiden sein strenges Urtheil über das verwöhnte Kind mäßigen, denn er fügte, wenn schon nicht gerade mild und gütig, so doch im Tone formeller Höf-

lichkeit bei: „Es versteht sich unter diesen Verhältnissen von selbst, daß ich als Dein Vormund und Oheim zunächst die Sorge für Dich beanspruche und Du in meinem Hause eine neue Heimath finden wirst. Wir werden bestrebt sein, Dir dieselbe zu einer angenehmen zu machen, wenn Du Deine Ansprüche nicht zu hoch steckst."

Der letzte nicht mißzuverstehende Wink verdarb alles; er erstickte jedes Dankeswort. Felicitas neigte nur leicht den hübschen Kopf, so wie man etwa die artige Einladung zu einer Gesellschaft annimmt. Herr v. Ronau biß sich auf die Lippen. Nach einer momentanen Pause fuhr er, jedoch völlig in seine entschiedene Sprechweise zurückfallend, fort: „Notar Brag wird also alles Geschäftliche reguliren; ich verschone Dich vorerst mit den Details. Nur was die Einrichtung betrifft, hast Du vielleicht einige Wünsche? Daher wird der Notar die Versteigerung erst nach Deiner Abreise ansetzen. Um Dich nun über dies oder jenes, was Du behalten willst,

schlüssig zu machen, überhaupt um Deine kleinen, persönlichen Angelegenheiten zu besorgen, wirst Du wohl noch einige Tage hier zu bleiben wünschen. Ich sehe darum davon ab, Dich heute schon mit mir zu nehmen. Meine Abreise ist auf diesen Abend festgesetzt. Dir paßt es vielleicht, in sechs bis acht Tagen mir zu folgen? Sagen wir heute in acht Tagen. Dürfen wir Dich alsdann erwarten?"

Es war eine Frage, aber sie lautete eher wie eine Bestimmung, gegen die keine Einrede zu erheben sei. Die junge Dame fühlte, daß ihr nichts übrig blieb, als sich zu fügen. Ihr Stolz half ihr über den Schmerz hinweg. Wieder verbeugte sie sich höflich, sagte aber dabei leise in prononcirter Weise: „Ich werde genau Ihren Anordnungen entsprechen."

Er verstand ihre Meinung sehr wohl, ignorirte aber dieselbe und sich zum Abschied erhebend, sagte er einfach: „So erwarten wir Dich also nächsten Dienstag, meine Liebe. Für jetzt sage ich nun Lebe=

wohl, Mittheilungen hast Du mir ja doch keine mehr zu machen."

Er hatte sich bereits zum Gehen gewandt, als Felicie, vermöge einer entschiedenen Willensanstrengung sich zum Sprechen zwang. „Doch, noch ein Wort, bitte, was wird es mit Elise?" Ihre Stimme klang bei der Frage fast tonlos. Ihr Vormund wandte sich rasch zu ihr zurück, um freundlicher als bisher zu sagen: „Du hast recht, der braven Elise zu gedenken, leider wird sich nur wenig für sie thun lassen. Mir selbst ist das recht fatal, indeß, — er zog leicht die Schultern in die Höhe, als wolle er sagen: meine Schuld ist es nicht, daß die Sachen so stehen, — indeß Du weißt, Dein Vater hat keinerlei testamentarische Bestimmungen getroffen, und mir fehlt die Berechtigung, aus Deinem kleinen Vermögen Dispositionen zu Gunsten der Dienerschaft zu treffen. So bleibt nichts übrig, als der Alten ihren Lohn völlig auszuzahlen, dem Du immerhin ein Geschenk beifügen magst, vergiß nur dabei

nicht, Dich Deinen gegenwärtigen Verhältnissen anzupassen."

Da Felicie darauf keine Silbe erwiderte, und er ihr nicht recht in diesem Punkte trauen mochte, fügte er langsam, wie überlegend bei: „In Anbetracht der geleisteten treuen Dienste magst Du wohl 30 Thaler aufwenden."

Sie hatte den Kopf abgewandt, so daß er das verächtliche Zucken ihrer Lippen nicht sah. Die genannte Summe dünkte ihr unbeschreiblich knauserig. Sie konnte es eben noch nicht fassen, daß sie nicht mehr mit vollen Händen zu geben hatte. Sie dachte nur daran, wie ganz anders ihr gutmüthiger Vater gesprochen haben würde und vergaß darüber, daß ihr Vormund lediglich seine Pflicht that, indem er sie in die Grenzen verwies, die nicht er, sondern ihre Verhältnisse ihr zogen. Noch war sie zu aufgeregt, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Ungemein frostig lautete daher wiederum

ihre Antwort, in der sie sich nach seiner Weisung zu richten versprach.

Mittlerweile hatten die Beiden sich während des Gesprächs der Thüre genähert. Der Regierungsrath blieb jetzt stehen und bot seiner Nichte zum Abschied die Hand. Sie berührte dieselbe eben mit ihren Fingerspitzen, dennoch fühlte er deren Eiseskälte. Es veranlaßte ihn, ihr noch einmal aufmerksamer ins Gesicht zu blicken und zu sehen, wie ihre Wangen jetzt brannten. „Die Aufregungen dieser schweren Tage sind zu viel für Dich gewesen, meine Liebe, Du mußt Dich schonen — ich dulde Deine Begleitung nicht weiter als bis hierher; draußen im Flur ist es zu kühl für Dich.“

Er sagte dies mit der vollendeten Höflichkeit des gewandten Weltmannes, der genau die glatten Formen des guten Tones kennt. Ganz demselben entsprach denn auch die gegenseitige Abschiedsverbeugung, während Felicie genau seinem Wunsche gemäß an der Thüre des Zimmers stehen blieb.

Dieselbe schloß sich rasch hinter dem unwillkommenen Gast, die Portière fiel zu, Felicie aber blieb noch eine Weile wie gebannt an der gleichen Stelle und horchte auf den Schritt des Davoneilenden. Sie hörte ihn draußen zu Jemanden sprechen und dann dem Diener nachgehen, der seine Effecten voraus in den bereitstehenden Fiaker trug. Sobald Felicie das Rollen der Räder vernahm, athmete sie hoch auf, als wie von einem Drucke befreit und schritt langsam, in tiefes Sinnen sich verlierend, durch das Zimmer hin; plötzlich beflügelte sich ihr Schritt, hastig, als wolle sie sich selbst entfliehen, eilte sie in die angrenzende Stube. Dort über einem eleganten Schreibtisch hing in schwerem Rahmen ein schönes Bild: das Porträt eines höheren Offiziers in glänzender Uniform. Die breite Brust desselben zierte eine Menge Orden, und der schön geformte, mit seinem weißen Haar ehrwürdige Kopf hob sich gefällig von der stattlichen, noch strammen Gestalt ab. Das freundliche Antlitz verrieth lautere Bon-

homie und Leichtherzigkeit. Zu diesem heiteren, gütigen Antlitz hoben sich die kummervollen Augen Feliciens. Sie war an den Schreibtisch herangetreten und, wie einer Stütze bedürftig, stemmte sie beide Hände auf denselben. „Papa, Papa, warum hast Du mich verlassen!“

Durch den todtenstillen Raum zitterte leise ihre Stimme, eine tiefe Klage, eine bittere Frage lag darin.

Aber keine Antwort kam. Die Lippen, welche gar beredt süße, zärtliche Worte zu sprechen pflegten, waren stumm und aus dem kalten goldenen Rahmen blickte nur das geliebte, freundliche Antlitz lächelnd auf das arme, verwaiste Kind herab, das mitten in seines Lebens Mai an sich erfahren — die Wandelbarkeit irdischen Glückes.

Ja Glück und einzig Glück hatte Felicitas von Elmen bislang in ihrem Leben gekannt; denn der Verlust ihrer Mutter fiel in eine Zeit, in der sie noch nicht fühlte und begriff, was sie verloren. Es kam ihr auch später kaum zum Bewußtsein, da ihr

warmherziger Vater sie mit der ganzen Fülle seiner Liebe förmlich überschüttete. Freiherr von Elmen liebte nichts so sehr, war auf nichts so stolz, wie auf sein schönes Töchterchen, das allmählich sein Abgott wurde. Er selbst war ein heiterer, lebensfroher Mann, der in guten Verhältnissen, ja, ein wenig über diese hinaus lebte und sich jede Sorge fern hielt. Er hatte eine hübsche militärische Carrière gemacht, war es aber bei seinem etwas frühzeitig entwickelten Sinn für Bequemlichkeit völlig zufrieden gewesen, mit einem schönen Titel und einer hohen Pension alle ehrgeizigen Pläne fahren zu lassen und seinen Abschied zu nehmen. So konnte er ganz für seinen Abgott, die siebenzehnjährige Felicie leben, und wie diese während ihrer ganzen Kindheit nur in einer Atmosphäre von Heiterkeit und Lebens-luft aufgewachsen war, so schien auch die Jugend-zeit ihr nur Rosen bieten zu sollen.

In schönster Gegend vor einer kleinen Stadt hatte General von Elmen sich ein hübsches Land-

haus gemiethet, wo er seit zwei Jahren mit seinem reizenden Töchterchen unter den angenehmsten Verhältnissen lebte. Sparen, das war niemals des alten Elmen Sache gewesen, weder in seinen jungen Tagen, noch dann, als er sich spät vermählte und einen eigenen Hausstand gründete; er lernte es auch im Alter nicht. Wie er mit seinem hohen Gehalt in der großen Welt, so wurde er auch mit der schönen Pension in der kleinen Stadt fertig. Aller Luxus mußte seine geliebte Felicie umgeben, daran war sie einmal gewöhnt und gänzlich dazu geschaffen und erzogen. Es konnte ihr auch niemals fehlen, denn was die Zukunft betraf, so machte sich der gute Freiherr auch nie nur ein Atom von Sorge. Niemals würde es seiner schönen Felicitas an passenden Bewerbern fehlen; davon war er völlig überzeugt und daher nicht im mindesten überrascht, sondern nur befriedigt, als gar bald schon unter der Zahl von Feliciens jugendlichen Verehrern der

junge Baron von Croneck angelegentlich um ihre Gunst warb, wie es schien mit Glück. Freilich, der Baron war noch etwas jung, aber was machte das! Der alte General sah lächelnd der Entwickelung der Dinge zu und freute sich fürs erste, das Herzenskind, seine Felicie noch ganz für sich zu haben. Sie machte ihm das Leben heiter und angenehm, und er liebte gar sehr ein heiteres, frohes Leben. Er fühlte sich noch als Mann in den besten Jahren, erfreute sich einer rüstigen Gesundheit und sah lachender denn je in die Zukunft, unterdeß ihm die Gegenwart sonnig verfloß. So fand ihn jeder Morgen fast in einer stets heiteren Laune.

In solcher hatte er denn auch vor wenigen Tagen seinen muthigen Hengst bestiegen und war, dem Töchterchen, das diesmal nicht mit ausritt, chevaleresk seinen Gruß zum Fenster hinaufsendend, zu seinem allmorgendlichen Spazierritt lustig davon gesprengt.

Aber anders kehrte er heim. Ob an jenem Morgen ein Schwindel den Reiter befallen oder ob das zunehmende Alter seine Hände doch zu unsicher für das feurige Thier gemacht, und er es zu los im Zügel gehalten — genug, er war mit ihm gestürzt und wurde seinem Kinde bewußtlos ins Haus gebracht. Der eilig herbeigerufene Arzt zog eine bedenkliche Miene. Nicht ohne Grund. Der alte Herr hatte bei dem Sturze eine Gehirnerschütterung erlitten. Er kam wenig mehr zum Bewußtsein zurück, einige klare Momente ausgenommen, die ihm eben Zeit ließen, für sein Seelenheil zu sorgen und den Wunsch auszusprechen, daß sein Schwager v. Ronau die Vormundschaft über Felicie und die Ordnung seiner Hinterlassenschaft übernehmen möge. Dem folgten noch leise, zärtliche Abschiedsworte für sein Kind, während sein Geist allmählich aufs neue in Bewußtlosigkeit versank, aus der er nicht mehr erwachte.

Andern Morgens war der noch vor kurzem so lebenslustige heitere Mann todt und sein verhätscheltes glückverwöhntes Kind eine arme Waise.

„Papa — klagte dieselbe nun in dem stillen Zimmer — warum gingest Du von mir? Du meintest es immer so gut und doch hast Du Dein Kind so hülflos, so entsetzlich hülflos zurückgelassen. Warum hast Du mich so verwöhnt? Ja wahr ist es, ich kann, ich weiß ja nichts — als mich bedienen zu lassen. Was soll nun aus mir werden — falls Harry“ —

Den Gedanken vermochte sie nicht auszudenken. Ein wilder, leidenschaftlicher Schmerz, fast etwas wie Verzweiflung, sprach aus ihren bleichen Mienen, indem sie sich rasch von dem Bilde weg, dem Fenster zuwendete, welches die Aussicht in den Garten bot. Näher getreten, spähte sie, selbst hinter den Vorhängen geborgen, in jenen hinein, um gleich darauf einen hastigen Blick zurück nach der auf dem Schreibtisch stehenden Pendule zu werfen.

Der Zeiger mußte ihr zu langsam vorrücken. Sie schüttelte den Kopf, als ob sie Etwas berechne, und die Berechnung nicht stimme. Gleich darauf sank sie jedoch matt neben dem Fenster auf einen Stuhl und starrte aufs neue vor sich hin. Ihre Augen blieben indeß heiß und noch immer thränenlos, während sie sich so völlig in Gedanken verlor, daß sie nicht einmal das Aufklingen der Zimmerthür wahrnahm. Erst als ihr Name an ihr Ohr schlug, schaute sie auf. Durch die halbgeöffnete Thür lugte der Kopf einer ältlichen Frau, deren kleines Gesicht unter dem vorstehenden Spitzenstrichel einer riesigen Haube verschwand.

Behutsam auftretend, kam die Alte näher und mit dem Finger nach der Salonthür weisend, wiederholte sie leise bittend: „Felicie, Herzensfräulein, drinnen ist der Herr Pfarrer, er wünscht Sie zu besuchen, mit Ihnen zu sprechen.“

„Habe ich nicht klar gesagt, Lisette — kam

hastig die unmuthige Entgegnung — daß ich keinen Besuch will, keinen! Verstanden!"

„Aber Herzensfräulein, es ist der Herr Pfarrer, der — zögernd folgten die Worte — der dem Herrn General treu bis zum Letzten beigestanden hat!"

Eine jähe Veränderung ging mit der jungen Dame vor, weggescheucht war alle Reizbarkeit aus ihrem Wesen; hastig sprang sie auf und mit einem tiefen: „Gewiß, Lisette, Du hast recht — ich komme sogleich," eilte sie bereits an der Alten vorüber in den Salon.

Als sie etwa ein halbes Stündchen später diesen wieder an der Seite ihres Besuches verließ, da war aller Hochmuth, aller Trotz aus ihrem Wesen gewichen, ihre Augen waren leicht geröthet von Weinen und nur mehr Kummer und stiller Harm stand in den hübschen, kindlichen Zügen zu lesen. Kindlich zeigte sich auch ihr Benehmen. Sie blieb nicht wie bei dem Regierungsrath in gemessener

Höflichkeit an der Thüre stehen, nein, den kühlen Flur wenig scheuend, begleitete sie den geistlichen Herrn bis zu dem Hausthor, während sie sanft und willig auf seine zusprechenden Worte lauschte.

Und als auch dieser Besuch Abschied genommen und gegangen war, da stand Felicie für einen Moment mitten in dem Hausflur still, um mit ihrem feinen Battisttuch die lindernden Thränen zu trocknen, welche immer aufs neue langsam über die zarten Wangen herabperlten. Sie sprach dabei kein Wort, aber sie nickte der alten Elise, die sich gleichfalls eingefunden, um dem Herrn Pfarrer Adieu zu sagen, mit einem schmerzlich-freundlichen Lächeln sichtlich zufrieden zu, ehe sie an ihr vorüber, hinaus in den Garten eilte.

Zweites Kapitel.

Versprechungen.

Nur keinen Schwur im Schmerz geleistet!
Ich trau ihm nicht, er ist ein vages Wort;
Ein Augenblick des überwallenden
Gefühls beherrscht die späteren Jahre nicht.
Auffenberg.

Dort, in dem Garten lief Felicie mehr als sie ging, den gelben Kiesweg entlang, direkt auf eine kleine, tief im Grün versteckte Laube zu. Das Laubwerk war, obgleich manch falbes Blatt sich dazwischen barg, noch grün, auch immerhin noch dicht genug, um einen etwaigen Insassen völlig dem Blick von Außen zu entziehen. Mit einer gewissen, fast ängstlichen Hast lugte deßhalb Felicie in das Innere der Laube, während ihre graciöse Gestalt in den zweig-

umschlungenen Rahmen des Eingangs trat. Doch schneller als sie sichs versah, hielten zwei Arme sie gefangen und eine helle Stimme begrüßte sie mit einem aus Herzensgrund kommenden: „Endlich — mein Lieb! Das nenne ich warten lassen!“

„O Harry, ich konnte nicht früher -- versicherte sie eifrig, einen Moment den Kopf gegen die Schulter des jungen Croneck lehnend. Er küßte sie mit Zärtlichkeit und zog sie neben sich auf die kleine Gartenbank nieder. Seine Art und Weise hatte etwas Ungestümes, und seine leichte Sprechweise kontrastirte scharf mit ihrer tiefen Trauer. Aber Ton und Weise paßten zu dem ganzen Mann. Es lag etwas Hochfahrendes und Uebermüthiges in dessen bildhübschem, nur ein wenig farblosem Gesicht, das für Felicie nunmehr das liebste auf Erden war. Ihre Augen konnten dies nicht verleugnen, während sie seinen zärtlichen Blick erwiederte, mit dem er fragte: „Und was hielt Dich so lange zurück?“

„Ich hatte Besuch — der Pfarrer war da!“

„Oh, —“ machte er gedehnt „— und des Pfaffen wegen mußte ich warten.“ In ihren Augen leuchtete ein fremder, stolzer Strahl auf. „Wenn es Dir zu lang wurde, hättest Du herein kommen sollen.“

„Und Sr. Hochwürden gerade in den Mund laufen, na — ich danke! Du weißt, ich bin kein Freund von ihm — nicht von ihm, nicht von seinen Predigten und nicht von dem ganzen Kirchenkram.“

„Leider Harry!“

„Gräme Dich darum nicht, meine kleine Heilige, ich komme auch so aus. Und nun erzähle mir etwas von dem Regierungsrath. Ist er glücklich abgereist?“

„Ja,“ sagte Felicie mit einem tiefen Athemzuge. „Ja, er ist fort. O Harry — das waren bittere Stunden!“

„Und seid Ihr endlich einig geworden? Was wünscht er von Dir?“

„Er hat mir ein Asyl in seinem Hause ange=

boten. Morgen in acht Tagen soll ich dort eintreffen."

„Und willst Du seine Gastfreundschaft annehmen?"

Sie schwieg einen Moment, dann sagte sie leise: „Der Pfarrer meinte, ich könne vorläufig nichts Besseres thun, als die Einladung meiner Verwandten annehmen."

„Also mit dem Pfarrer hast Du die Sache besprochen?"

„Ja."

„Und dann — dann habt Ihr von mir geschwatzt?"

„Nein, Dein Name wurde nicht genannt."

„Noch nicht," nickte er ironisch, „doch das wird auch noch kommen. Du wirst wieder beichten lernen, wie ein Schulkind, und der Schwarzrock wird dagegen voll christlicher Milde Dir klar machen, welch leichtsinniger, verderbter Patron Dein lieber Harry ist!"

„Still!“ rief sie heftig, „Du thust mir weh, und ich habe wahrhaftig des Kummers genug.“ Sein Ton hatte sie verletzt und ihre Augen füllten sich nun rasch mit Thränen.

Ihr Kummer rührte ihn; fast erschrocken sah er sie an. „O Herzlieb, weine nicht,“ bat er flehentlich, dabei eifrig bemüht, ihr mit ihrem Battisttuche die Thränen zu trocknen. „Ich will ja Alles thun, was Du willst, süßes Kind, nur laß mich Dich nicht weinen sehen. Ich ertrage das nicht.“

„Harry“, sagte sie innig, „Deine Irreligiösität betrübt mich.“

„Nun, Liebchen, wenn auch keine Kirchenleuchte so bin ich doch gerade noch kein Heide. Was soll ich denn thun?“

„Nicht so häßlich spotten. O, sei doch —“ sie zögerte, nach einem passenden Ausdruck suchend, und ergänzte dann rasch: „ein wahrer Christ, sei gläubig!“

„Gewiß, Herzensmädchen, ich will sehr gläubig sein, wenn ich an Deine Liebe glauben darf!“

Ein schwaches Lächeln flog über ihr trauriges Gesichtchen, indeß sie warm erwiederte: „Gewiß, das darfst Du! Nun erfülle aber auch mir eine Bitte?“

„Alles, Alles!“ rief er, „sprich nur aus, was Du wünschest!“

„Dann versprich mir, in Zukunft es etwas ernster mit Deinen religiösen Pflichten zu nehmen. Für mich selbst habe ich den gleichen Vorsatz gefaßt.“

„Uh! die Pastorenpredigt wirkt nach,“ dachte Harry v. Croneck bei sich, jedoch sprach nur sein vieldeutiges Lächeln, nicht sein Mund jene Meinung aus, vielmehr sagte er: „Nun, liebstes Kind, mache Dir keine unnützen Sorgen. Ich bin kein Atheist — ich glaube so gut an Gott wie Du, nur aus Dem, was die Schwarzröcke drum und dran machen, mache ich mir nicht viel, indeß Dir zu Gefallen will ich Alles thun, selbst in die Kirche gehen —

zuweilen. Dagegen versprich mir auch Deinerseits, keine Betschwester zu werden, dem Pfarrer nicht Alles zu erzählen, Dir überhaupt keine Flausen in den Kopf setzen zu lassen. Schau, der geistliche Besuch ist schon jetzt an Deiner düstern Stimmung schuld."

„Harry" — versetzte sie eindringlich — „kannst Du Dich wirklich wundern, wenn ich ernst bin. Wer, wie ich, neben einem Todtenbett gestanden, lernt über Manches anders denken. Sieh, mein lieber, guter Papa hat zuweilen ähnlich wie Du über Glaube und Religion gesprochen und doch, als der Tod kam, da fand er darin seine einzige Hülfe, und ich den besten Trost in meinem Schmerz. Ohne den Glauben, daß ich Papa wiedersehen werde, würde ich verzweifeln."

Harry v. Croneck behagte diese Wendung des Gesprächs sehr wenig; eifrig fiel er ihr ins Wort: „Herzlieb, Du regst Dich allzu sehr auf. Laß uns

von etwas Anderm sprechen. Bist Du entschlossen, Deines Oheims Einladung anzunehmen?"

„Entschlossen! Nein, ich —" ich wartete auf Dich, wollte sie sagen, aber ihr Stolz verbot es ihr. Eine dunkle Glut überflog ihr bleiches Antlitz und gab allein Kunde von ihrer tiefen innern Erregung. — „Ich werde aber wohl das Anerbieten annehmen müssen, was bleibt mir anders übrig? Leider habe ich ja gar nichts gelernt, womit ich mir eine selbst=ständige Stellung erringen könnte. Der liebe Papa hat mich verwöhnt, ich verstehe so wenig, daß ich unter Fremden nicht einmal als Dienerin zu be=stehen vermöchte."

„Still, still, mein süßes Mädchen, rede nicht derart tolles Zeug. Glaubst Du denn, ich wollte meine zukünftige Gattin in einer untergeordneten Lebensstellung wissen? Bah! von dem Unsinn sprechen wir nicht. Das Haus Deiner Verwandten ist der einzige richtige Platz für Dich. Und nun höre, was ich Dir zu sagen habe."

Aengſtlich erwartungsvoll ſchlug ſie die großen ſprechenden Augen zu ihm auf. „Du haſt mit Deinem Vater geſprochen?“

„Ja!“ Er fühlte, wie ihre Hand, die er noch in der ſeinen gefangen hielt, zitterte, indeß ſie mit ſolcher Spannung auf ſeine Worte harrte, daß ihr der Athem ordentlich zu ſtocken ſchien. Nun beſaß Croneck nach dem einſtimmigen Urtheil ſeiner Freunde ein wunderbares Talent, über jegliche Sache mit ſtaunenswerther Leichtigkeit hinwegzukommen, trotzdem ſchien diesmal, dem kummervollen Mädchen gegenüber, ſich etwas wie Verlegenheit ſeiner zu bemächtigen. „Na —,“ ſagte er, gewaltſam einen leichten Ton anſtrebend, „ich konnte meinen Alten nicht dazu bringen, Ja und Amen zu unſerer Verlobung zu ſagen.“

Felicie zuckte ſchmerzlich zuſammen. „Mein Gott, ſo trägt er wirklich Papa die kleine Meinungsverſchiedenheiten nach? oder hat er etwas gegen mich?“

„Nicht viel, er meint nur: Du seiest entsetzlich verwöhnt und ich grenzenlos leichtsinnig. Beide verständen wir nichts besser, als Geld auszugeben und zudem seien wir noch zu jung, um uns schon für's ganze Leben zu binden."

Bei dieser Erklärung hatte Harry bereits seine Verlegenheit überwunden und die alte gewohnte Leichtigkeit wiedergefunden. Felicie hingegen wurde es dabei kühl bis ins Herz! Die Enttäuschung war fast zuviel für sie, doch alle Willenskraft aufbietend, zwang sie sich zu sprechen; leise, kaum hörbar meinte sie: „So — so wirst Du mich aufgeben?" Ihr Ton traf ihn. „Ich Dich aufgeben? Dich, meine Braut, die ich mehr liebe als meiner Seele Seligkeit — rief er leidenschaftlich. Herzlieb, wo denkst Du hin! Nein, bei Allem, was heilig ist, ich bewahre Dir die Treue, und sollte ich nicht zwei, sondern sieben Jahre auf Dich warten müssen, wie Jacob auf seine Rachel. Aber so schlimm stehts mit uns nicht! Mein Alter will nachgeben, wenn wir beide in zwei

Jahren noch gleicher Meinung ſind wie heute. Nur jetzt will er von keiner Verlobung wiſſen, nicht einmal correſpondiren ſollen wir zuſammen. Ich mußte auch darin ſeinem Willen nachgeben; denn ich komme Dich beſuchen. Dies braucht der Herr Vater nicht zu wiſſen und daß es nicht ſein dürfe, davon ſteht nichts in unſerem Pact. Alſo, mein Lieb, ich ſehe Dich in M., — nur verſprich mir, vernünftig die zwei Jahre bei von Ronaus auszuhalten und alle tolle Ideen von ſelbſtſtändiger Stellung aufzugeben. Jetzt ſage — Ja — meine kleine Braut und dann ſieh', was ich Dir mitgebracht." Er zog einen prächtigen Brillantring vom Finger und ſtreifte ihn an ihre Hand. — Sie wehrte ſeinem Thun nicht, aber heiße Thränen drangen in ihre Augen und ihre Lippen bebten: „Harry, zwei Jahre iſt eine lange Zeit, wirſt Du auch meiner nicht vergeſſen?"

„Niemals," ſagte er haſtig, „freilich werden mir die zwei Jahre lang werden, aber auch ſie

gehen vorüber, und dann komme ich, um bei Deinem Oheim um Dich zu werben und Dich heimzuholen."

Er sprach tröstlich, aber sie konnte ihr über=wallendes Gefühl nicht länger beherrschen und voll leidenschaftlichen Schmerzes rief sie aus: „O! muß ich denn von Allen scheiden, die mir theuer sind! Harry, Harry, wenn je Du aufhörtest, mich zu lieben, ich ginge daran zu Grunde!"

Schön in ihrem zwischen wildem Weh und tiefem Harm schwankenden Kummer stand sie vor ihm. Er fühlte sich hingerissen von diesem großen Schmerz. „O, Felicie, — vertraue mir doch —" bat er heiß. „Habe ich Dir nicht eben gesagt, ich sei kein Atheist; nun wohl, bei dem Allmächtigen schwöre ich es, Dir allzeit Liebe und Treue zu be=wahren! Die Sprache will ich verlieren, wenn ich Dir dies mein Wort nicht halte!"

Sie erschrak vor der Leidenschaftlichkeit seiner Sprache; rasch legte sie ihre kleine Hand auf seinen Mund. „Harry, schwöre nicht so, ich glaube Dir

ja gern, aber — sie strich sich dabei müde über die heiße Stirn — all das Weh und Leid hat mir den Sinn ganz verrückt, ich kenne mich selber kaum mehr."

„Ja, Felicie, Du bist Dir selber nicht mehr gleich. Das Alles war zuviel für Dich, doch es kommen auch wieder hellere Tage, und Alles, Alles wird gut und schön!"

„Alles!" Sie konnte einen Seufzer nicht unterdrücken, lauschte jedoch willig auf seine weiteren Vorstellungen und Pläne, bis sie sich allmählich der vorgeschrittenen Stunde bewußt wurde. „Harry," mahnte sie leise, „nun müssen wir scheiden, sieh, es dunkelt bereits, ich muß hinein."

Ja, es war Zeit, er durfte sie nicht länger zurückhalten und unter neuen zärtlichen Worten und heiligen Versicherungen trennten sie sich. Ohne noch einmal umzublicken, durchschritt Felicie den Garten; Harry stand unter dem Laubwerk und schaute ihr nach, bis sie das Haus erreicht. Dort im Eingange wandte sie sich um und winkte ihm

mit der Hand; dann war sie verschwunden und er verließ durch die kleine ihm wohlbekannte Pforte den Garten. Mit kaum hörbaren Tritten glitt Felicie den Korridor entlang und erreichte glücklich ihren kleinen Salon. Wie sie denselben betrat, prallte sie jedoch förmlich zurück, ihren Augen kaum trauend. Und doch betrogen dieselben sie nicht. Wie es schien, sollten die Besuche heute wirklich kein Ende finden; denn vor ihr stand ein neuer Gast, und zwar einer, den sie wohl von allen Menschen auf Erden am wenigsten erwartet hätte.

„Herr von Croneck" — sagte sie fast bestürzt.

Baron von Croneck hatte sich bei dem Nahen ihres leichten Schrittes aus seiner wartenden Stellung empor gerichtet. Er war ein feiner, kleiner Herr, den das Alter bereits gebeugt. Er bemerkte des Mädchens Verlegenheit sehr wohl, übersah diese aber mit weltmännischer Gewandtheit und bot ihm artig die Hand. „Gestatten Sie mir, mein gnädiges Fräulein, Ihnen meine aufrichtige Theilnahme aus-

zusprechen bei dem schweren Verlust, der Sie betroffen. Auch ich habe dadurch einen mir werthen Freund verloren."

In der weichen Stimmung, in der Felicie sich befand, thaten ihr diese herzlichen Worte ungemein wohl. Sie sprach dies aufrichtig aus, während sie den neuen Besuch zu seinem Fauteuil zurückführte und eine Entschuldigung beifügte — wenn sie auf ihr Erscheinen habe warten lassen."

Doch der alte Herr fiel ihr ins Wort. „An mir ist es, um Entschuldigung zu bitten, daß ich zu so ungelegener Stunde mir erlaubte, bei Ihnen vorzusprechen. Ich kam indeß in der Absicht, Ihren Oheim, Herrn von Ronau, aufzusuchen. Leider war dessen Abreise schon erfolgt. Nun, da ich einmal hier war, kam mir der Gedanke, mich direct an Sie selber zu wenden, Fräulein von Elmen."

Sie verneigte sich erröthend, noch einmal ihr Bedauern wiederholend, daß sie nicht sogleich von seiner Anwesenheit benachrichtigt worden sei.

„Ich wünschte das nicht; ich zog es vor, Sie hier zu erwarten; denn Sie waren beschäftigt, Baroneſſe. Ich ſah Sie im Garten, und ich wußte, wer mit Ihnen war.“

Die lichte Röthe ihrer Wangen verwandelte ſich momentan zu Purpur, doch warf ſie dabei mit einer kleinen, unnachahmlich ſtolzen Bewegung den Kopf etwas in den Nacken zurück, während in ihrem raſch wieder erbleichenden Geſicht ein kühl vornehmer Ausdruck, eine abweiſende Kälte zum Vorſchein kam.

Der alte Baron beobachtete dies genau, aber es beirrte ihn nicht im geringſten; ruhig fuhr er fort: „Harry war mit Ihnen und gerade um von ihm zu ſprechen, kam ich hierher. Ich kenne die Wünſche meines Sohnes; ich weiß, daß er Sie liebt und —“ ſein kluges, graues Auge richtete ſich jetzt mit freundlichem Ausdruck auf das junge Mädchen, indem er galant beifügte: „— ich verdenke ihm dies keineswegs. Dennoch muß ich zu meinem eigenen Bedauern vorerſt den Wünſchen meines Sohnes

entgegen ſein aus ernſten Gründen. Es iſt meine Abſicht, Ihnen dieſe ehrlich vorzulegen, ebenſowohl um Ihrer ſelbſt, wie um Harrys willen."

Er hielt einen Moment inne, und da Felicie nicht ſprach, ihn nur erwartungsvoll anſah, fuhr er faſt wehmüthig fort: „Harry iſt ſeit längerer Zeit ſchon ein Sorgenkind für mich. Die ganze Geſinnungsrichtung, die er eingeſchlagen und verfolgt, macht mir Kummer."

Eine gewiſſe Empfindlichkeit bei ihr wahrnehmend, unterbrach er ſich ernſt: „Es iſt keineswegs angenehm, ſo ſtreng über den eigenen Sohn urtheilen zu müſſen, indeß, ich kann und darf es mir nicht verhehlen — Harry iſt entſetzlich leichtſinnig und —"

Unbeſtändig in ſeinen Neigungen, wollte er ſagen, aber er vermochte es nicht, dem armen Kind mit den jetzt ſo tief traurigen Augen derart wehe zu thun, deshalb milderte er die Ergänzung: „und nicht beharrlich genug in dem, was er erſtrebt.

Es fehlt ihm gänzlich an Ernst und Willenskraft. Indeß bei seiner Jugend mag sich das noch bessern — ich hoffe es wenigstens. Wie er aber gegenwärtig ist, vermag ich meine Zustimmung zu seiner Verlobung nicht zu geben. Auch Sie, liebes Kind, sind noch sehr jung. Sie beide mögen sich immerhin zwei Jahre Zeit nehmen, um Ihre Neigung zu prüfen. Hält diejenige Harrys diese Prüfung nicht aus — dann, Baronesse, ist er Ihrer auch nicht werth. Wiederholt hingegen mein Sohn mir nach der erwähnten Zeit seinen heutigen heißen Wunsch, und Sie, Fräulein von Elmen, sind alsdann noch geneigt, mir die Ehre zu erweisen, meine Schwiegertochter werden zu wollen — so sollen Sie mir herzlich willkommen sein. Das verspreche ich Ihnen ehrlich."

Herzlich hielt er ihr beide Hände entgegen. „Schlagen Sie ein, mein gnädiges Fräulein, und halten Sie sich überzeugt, daß ich es gut mit Ihnen meine."

Dies konnte Felicie nicht verkennen, und obgleich der alte Herr Vieles gesagt, was ihr nicht gefiel, stimmte sie doch jetzt ihm zu und legte ihre Hand in die seine. Er hielt dieselbe fest. „Ich werde Ihnen mein Versprechen unverbrüchlich halten, erbitte mir aber auch ein solches von Ihnen. Ich bitte — nicht mit Harry zu korrespondiren. Solch ein geheimer Briefwechsel könnte Sie gar leicht Ihren Verwandten gegenüber in ein schiefes Licht bringen, und Harry würde er abziehen von jedem ernsten Streben. Geleistet hat er ja eigentlich noch gar nichts. Bei der Gutsverwaltung bezeigt er nicht das geringste Interesse und doch muß dies endlich kommen, besonders wenn er sich in zwei Jahren zu vermählen gedenkt. Also, liebes Kind, erfüllen Sie meine Bitte?“

Felicie gefiel auch diese nicht sonderlich, aber sie dachte an Harrys in Aussicht gestellte Besuche und froh, daß solcher bei dem Verbote gar nicht erwähnt worden, leistete sie das erbetene Versprechen.

„So habe ich denn Ihr Wort darauf, mein gnädiges Fräulein!“ schloß der alte Baron befriedigt. „Nun bin ich beruhigt; denn ich weiß: ich darf Ihnen vertrauen. Das werde ich Ihnen jederzeit beweisen, falls Sie einmal in die Lage kommen sollten, sich wegen einer Auskunft, einer Frage oder eines Rathes direkt an mich zu wenden.“

Sobald Felicie versprochen, dies gegebenen Falles thun zu wollen, kam die Unterredung rasch zum Abschluß. Und als dann endlich auch dieser Besuch gegangen war, war Felicitas allein, ganz allein mit ihrem Weh. Trostlos irrte sie durch die stillen Räume, sie kamen ihr leer, verödet vor und so kalt, daß ihr fröstelte. Sie war daher ordentlich froh, als die alte Lisette hereinschlich und sie gleich einem müden Kinde beredete, zeitig zur Ruhe zu gehen. Willenlos duldete sie die Hülfe der treuen Alten, welche es sich nicht nehmen ließ, noch bis in die Nacht hinein neben dem Bette ihres Lieblings Wache zu halten, geduldig wartend, bis der Jugend

milder Tröster — süßer Schlaf, seine Macht bei der armen Waise bewähren werde. Bald schlossen sich denn auch Feliciens brennende Augen, jedoch nur, um sich, sobald die Alte still befriedigt ihren Wachtposten verlassen hatte, sofort wieder aufs neue weit und groß zu öffnen. Wachend und sinnend lag die Waise noch bis spät in die Nacht. Die traurigen Erlebnisse der letzten Tage, alle deren schmerzlich bittere Konsequenzen, sowie die verschiedenen Besuche und Gespräche — alles zog an ihrem Geiste nochmals vorüber. Dabei erfüllte sie die Erinnerung an den Regierungsrath einzig mit Bitterkeit. Von Anfang an hatte sie sich nur als verwöhntes Kind, als anspruchsvolle junge Dame gegen diesen gezeigt, der dann seinerseits es sofort für nöthig erachtete, mit kühler Höflichkeit sie fühlen zu lassen, welche Stellung sie ihm gegenüber einzunehmen habe. Daß er im Grunde mit großer Pflichttreue wirkliche Fürsorge für sie getroffen, dankte sie ihm noch wenig. Sein Mangel an Nachsicht, seine kühle, herbe Art

hatte allzu mächtig ihren Hochmuth gestachelt, ihren Trotz wachgerufen. Freundlicherer Weise gedachte sie des alten Herrn von Croneck. Es hatte ihr wohlgethan, daß er so zuvorkommend, selbst herzlich zu ihr gewesen, aber — meinte er es auch wirklich aufrichtig gut mit ihr oder suchte er nur auf eine schlaue Weise sie und Harry einander zu entfremden und so zu vereiteln, was ihm nicht paßte? Wie dem auch war, jedenfalls hatte er mit seiner Herzlichkeit einen persönlichen Zweck verfolgt, er hatte etwas von ihr für sich erreichen gewollt. Sie vergaß das nicht; darüber gedachte sie des Pfarrers. Der war freundlich und gütig mit ihr gewesen und hatte nichts für sich von ihr begehrt, er wollte einzig ihr etwas bringen — Trost, Theilnahme und Hilfe für ihr schmerzerfülltes Herz. Er hatte ernste Wahrheiten nicht vor ihr verleugnet und mit eindringlicher Klarheit sie an ihre Pflicht gemahnt, aber herzlich und milde, voll Verständniß für ihr junges Weh sprach er zu ihr und das gute Wort fand einen

guten Ort, der gute Samen fiel in Feliciens Herz auf weiches Erdreich. Unter jenen liebreichen, sanften Vorstellungen entfloh ihr Hochmuth, schmolz ihr Trotz, einzig der Schmerz verlangte sein Recht. Sie verschmähte es nicht mehr, dem Leide Worte zu leihen, an dem sie fast erstickte. Die Klage blieb nicht mehr fest gebannt hinter ihren Lippen, sondern in kindlich lautem Schmerz brach sich dieselbe Bahn und sie gestand offen, welch schreckliches Gefühl der Heimathlosigkeit ihre Seele martere.

Der Priester hatte ihr die Thränen nicht verwehrt, liebreich tröstend hatte er nur eindringlich beigefügt: „Ja, Kind, heimathlos sind wir alle hier auf Erden. Je mehr wir uns dessen bewußt werden, je mehr richten sich unsere Gedanken nach unserer wirklichen, wahren Heimath. Das aber ist Gewinn, denn solche Gedanken veredeln uns, sie ziehen Sinn und Herz empor, himmelwärts, während Herz und Geist bei allzu viel irdischem Glück gar leicht an der Erde haften bleiben."

Diese Worte konnte Felicie nicht vergessen; jetzt in der stillen Nacht schlichen sie sich ihr wieder und wieder in den Sinn nebst all dem Tröstlichen, das der Priester gesagt. Es wurde ihr dabei kindlich still zu Muth, friedlich wohl, wie in jenen vergangenen Tagen, wo sie noch mehr an den Himmel zu denken pflegte und ihren ganzen Himmel noch nicht gefunden hatte in — Harrys Liebe.

Harrys Liebe, ja das war der Anfang und das Ende all ihrer Gedanken, und nunmehr dabei angekommen, verwebte sich die Erinnerung allgemach mit einem schönen Traum, der sie hinüberlockte in sein Reich, während leichter Schlummer endlich ihre müden Augen schloß.

Drittes Kapitel.

Allein auf der Welt.

Die Wolken fliehn, der Wind saust durch die Blätter,
Ein Regenschauer zieht durch Wald und Feld,
Zum Abschiednehmen just das rechte Wetter,
Grau wie der Himmel steht vor mir die Welt.

Trompeter von Säckingen.

Vorüber waren die schönen Tage mit den schmeichlerischen Grüßen der Oktobersonne; der Spätherbst machte ungestüm sein Recht geltend. Dies bewies der graue trübe Novembermorgen. Es regnete und wetterte, daß es eine Art hatte. Die bereits ziemlich kahlen Bäume auf dem Vorplatz des kleinen Bahnhofes zu N. merkten das. Unsanft rüttelte und schüttelte der Wind ihre nahezu ent=

laubten Kronen und wirbelte ihre gelben, dürren Blätter unbarmherzig nach allen Richtungen hin, während auf das den Perron schützende Vordach der Regen in dicken Tropfen niederschlug. Kein Wunder, daß der Perron menschenleer war. In dem Städtchen gab es bei solchem Wetter nicht viel Reisende: da blieb man besser daheim.

Dem entsprechend blieb das kleine Stationsgebäude ziemlich verödet. Desto mehr fiel die junge Reisende auf, die eben mit ihrer Begleiterin den Wartesalon verließ, um draußen auf dem Perron der Ungunst des Wetters zu trotzen. Es war Felicie von Elmen und ihre alte Dienerin Lisette. Beide sprachen nur wenig mit einander, die Alte wischte dagegen öfter die Augen, während diejenigen Feliciens zuweilen mit einem Ausdruck umherschweiften, als erwarteten sie Jemanden. Aber es kam Niemand. Nur der Stationsvorsteher schritt gelegentlich den Perron entlang. Er grüßte die Dame respectvoll, sobald er jedoch vorüber geschritten war,

wandte er den Blick verstohlen zurück mit einem gewissen mitleidigen Ausdruck — als wenn er etwa sagen wollte: „Na, für die ging die Herrlichkeit auch früh zu Ende!“ Felicie bemerkte Derartiges nicht; sie sah nur, wie rasch der Zeiger an der Bahnhofsuhr vorrückte und der Bahnhof verödet blieb. Kein freundlich bekanntes Gesicht tauchte auf, kein beflügelter Schritt nahte ihr, keine Freundeshand streckte sich ihr entgegen, um die ihre in einem herzlichen Abschiedsdruck zu umfangen. Freilich, es war noch in der frühen Morgenstunde, zu früh für die Honoratioren des Städtchens, um schon aus den Federn zu kriechen. Zudem hatte in den Tagen des Sonnenscheins das glückverwöhnte Kind, die stolze, anspruchsvolle Felicie ihnen viel zu wenig Rücksicht erwiesen, sich viel zu wenig um sie gekümmert. Jetzt kümmerte man sich eben auch nicht um sie. Die Damen und Herren vom activen Militair der kleinen Garnison hatten allerdings oft genug die Stunden weder zu früh noch zu spät gefunden,

in den hübschen Gesellschaftsräumen des gastfreund=lichen Generals a. D. Indeß, die Welt ging weiter ihren Gang. Gestern war bei Majors ein Fest gewesen und die Damen daher noch müde, oder heute Morgen gerade sonst allzusehr in Anspruch genommen, um der bei ihnen eben nicht sonderlich beliebten Felicie ein kurzes Lebewohl bieten zu kommen. Von den Herren hätte schon gern einer oder der andere dem schönen Mädchen diese Auf=merksamkeit erzeigt, wenn nicht gerade an diesem Tage der Dienst gerufen hätte, und die Abtheilung trotz Regen und Wind mit klingendem Spiel aus=gerückt wäre. Der Wind trug den Schall der animirenden Musik nach dem Bahnhofe herüber. Dem Soldatenkind trieben die lustigen Weisen Thränen in die Augen. Rasch wandte es sich der alten Lisette zu und versuchte eifrig zu reden. Mitten darin erschallte die Glocke. Felicie zuckte zusammen. Sie mußte doch offenbar Jemanden er=wartet haben; denn eine schmerzliche Spannung

lag in dem letzten Blick, den sie noch einmal den Perron auf und nieder sandte.

Drunten vor dem Wartesaal III. Klasse hatte sich eine Gruppe Landleute zusammengefunden, sonst aber ließ sich Niemand blicken. Der Zug brauste heran. „Station N. Einsteigen“ tönte der Ruf.

Felicie hatte in alter Gewohnheit ein Billet erster Klasse gelöst und dienstbeflissen riß der Schaffner die Coupéthür für sie auf. Ehe sie diese jedoch betrat, wandte sie sich gegen die alte Lisette. Einen Moment vergaß sie alles um sich her und sah nur die Eine, die allein ihr treu geblieben bis zuletzt. Sie umarmte sie mit Zärtlichkeit. „Behüt' Dich Gott, Du treue gute Seele — Dich werd' ich nie vergessen. Bald sollst Du von mir hören!“

Die Alte hatte keine Worte, der Abschied ihres Lieblings ging ihr zu nah; sie schluchzte nur laut, und schluchzend trat sie von der Coupéthüre zurück,

um müden Schrittes heimwärts zu trippeln, unterdeß der Zug sich in Bewegung setzte.

Felicie hatte sich in die Polster zurückgelehnt, sie wollte nichts schauen von Allem, was sie umgab; sie hatte ja vergeblich gewartet, gewartet bis zum letzten Augenblick. Eine unsagbare Bitterkeit darüber mischte sich in ihren Schmerz und wehrte den lindernden Thränen. Nichtsdestoweniger verbarg sie ihr Antlitz in beiden Händen, sie beachtete es nicht einmal, als der Zug an der nächsten Haltestelle hemmte. Da wurde die Waggonthüre aufgerissen und dicht vor ihr auf dem Trittbrett stand Harry v. Croneck. Ehe sie nur ihrer Ueberraschung Ausdruck geben konnte, war er lachend hereingesprungen und nahm neben ihr Platz. „Da bin ich, ich begleite Dich bis zur nächsten Station, so können wir noch ein Weilchen plaudern!“

Von ihrer Stirn waren die Wolken geflohen, einen Augenblick strahlte ihr Auge hell auf in dem Glück, das diese Ueberraschung für sie in sich barg.

Harry hatte sie nicht vergessen — er war gekommen! In dem einen Gedanken verlor sich secundenlang alles andere. „Harry, wie kommst Du hierher?“ brachte ihre von Bewegung gedämpfte Stimme einzig hervor.

„Zu Pferde. Derby mußte mit dem Winde jagen, damit ich rechtzeitig die Haltestelle erreichte. Zu N. auf dem Bahnhof fürchtete ich Gesellschaft und hatte nicht Lust, heute dem lieben Kaffeeklatsch im Städtchen den Unterhaltungsstoff zu liefern. Darum ritt ich hierher; denn sehen mußte ich Dich noch einmal. Oder meinst Du, ich hätte Dich ohne Abschied ziehen lassen?“

All' ihre Bitterkeit, all' ihr Stolz war dahin. „Ich bin so froh, daß Du kamst, Harry!“ sagte sie einfach. „Es that mir entsetzlich weh, so scheiden zu sollen und nun —“

„Nun hast Du mich noch für eine ganze halbe Stunde“ — ergänzte er heiter. „Das war ein guter Spaß diesen Morgen. Der Alte meint, ich sei die

Militärstraße geritten, jedoch Derby wählte mit Verstand seinen Weg; ich habe ihn scharf mitgenommen, mein Jockey brummte nicht schlecht darüber, na, er mag selbst mit den Pferden mir gemächlich entgegentraben."

Während Croneck schwatzte, verfolgte der Zug längst wieder seine Bahn an Landschaftsbildern vorüber, die selbst an einem stürmisch-nassen Novembertage nicht ohne Reiz waren. Die beiden Menschenkinder drinnen im Coupé hatten indeß dafür kein Augenmerk. Eines hatte vollständig mit dem Andern genug. Zwischen ihnen gab es noch so viel zu sagen, zu wiederholen und zu versprechen, als wenn die halbe Stunde nimmer enden, und das Scheiden kommen könnte. Felicie erinnerte sich doch allmählich daran: „Harry," bat sie zärtlich, „nimm dies kleine Medaillon, es gehörte Mama; als Braut hat sie es dem guten Papa geschenkt, und er hat es stets bis zu seinem letzten Lebenstage an seiner Uhrkette getragen. Es ist das liebste Andenken, das

ich besitze. Darum schenke ich es Dir. Willst Du es tragen als Erinnerung an mich und diese Scheidestunde?“

Sie hielt ihm das Geschenk entgegen; es war ein niedliches Medaillon von mattem Golde in Buchform, auf dessen Decke ein kleines Kreuz von Brillanten ruhte. Die Brillanten waren von reinstem Wasser und das Ganze der Fassung und Arbeit nach ein kleines Kunstwerk von keinem geringen Werthe. Croneck erkannte dies sofort. Indem er das hübsche Andenken nahm, hielt er die Hand mit fest, welche es bot.

„Mein süßes Herz, warum willst Du mir das geben, was Dir selber so werth ist?“

„Weil es mir noch mehr Freude macht, es Dir zu schenken zur Erinnerung an mich.“

„Auch ohne solche werde ich Deiner nie vergessen. Da Du mir aber einmal das niedliche Ding hier schenkst, will ich es tragen und mich nie davon trennen. Es soll — alle Wetter,“ unterbrach er sich,

„da ist wirklich schon das miserable Nest von einer Station, wo ich Dich verlassen muß."

Er sprach die Wahrheit; der Zug hemmte bereits und hielt in der nächsten Minute. „Lebe wohl, meine süße Felicie und verliere den Muth nicht. Halte die langweiligen Jahre bei den Ronau's geduldig aus — besuchen komme ich Dich dort sicherlich. So, nun laßt uns eben noch sagen: Auf Wiedersehen."

Bei diesen Worten hatte er sie hastig in seine Arme gezogen und küßte sie heiß und innig. Gerade in diesem kritischen Moment öffnete der Schaffner das Coupé.

Die zärtliche Abschiedsscene, deren Zeuge er ward, entlockte ihm ein eigenthümliches Lächeln. Felicie sah es und ihr Stolz loderte auf. Sie hätte dem kecken Menschen für sein maliziöses Grinsen eine Ohrfeige geben mögen, aber ihrem Harry, welcher so vorsichtig den Kaffeeklatsch über seine Person zu pariren gewußt, die mangelnde Rücksicht

gegen sie zu verdenken, das kam ihr kaum in den Sinn. Was je in seiner Art und Weise sie verletzt hatte, das ging jetzt unter im Trennungsschmerz. Ein kurzer Moment noch, und das letzte Lebewohl war getauscht. Durch ihre Thränen sah Felicie nur mehr wie durch einen Schleier die geliebte Gestalt auf dem öden Stationsplatz in Wind und Regen stehen, unterdeß der Zug in unerbittlicher Eile sie davontrug, der Fremde entgegen. Noch fuhr sie mitten durch bekannte Gegenden hindurch, aber ihr Herz fühlte sich unsagbar vereinsamt. Sie kam sich vor, wie eines der armen losen Blätter draußen, das der Wind vom Baume losgerissen und hinaus in die Welt wirbelte. Ein Schmerz bemächtigte sich ihrer, wie sie ihn trotz all dem Leid der letzten Tage noch nicht empfunden. Es war das volle erdrückende Bewußtsein der Heimathlosigkeit, das Gefühl, daß sie allein sei auf der weiten Welt. Auf ihre Stimmung paßte Lortzings schwermüthiger Sang:

Vater, Mutter, Brüder, Schwestern
Hab' ich auf der Welt nicht mehr;
Und die Heimath, die ich liebte,
Ist geworden öd' und leer.

Ja, versunken in dem Strome einer praktischen Geschäftsordnung war ihre schöne traute Heimath; ihr lieber, nachsichtiger Vater schlummerte in kühler Erde, und der Mann, den sie liebte, dem sie sich verlobt, er konnte sie nicht schützen, er mußte sie ziehen lassen zu Fremden.

Zu Fremden, das wiederholte sie sich immerfort absichtlich. Was waren ihr diese Verwandten, denen sie abgeneigt war, ehe sie dieselben nur kannte; denn seit ihrer Kindheit hatte sie niemand von denselben mehr gesehen, als jetzt kürzlich den Oheim, dessen kühles, entschiedenes Wesen ihr wenig zugesagt und ihr gegen alle seine Anordnungen ein Vorurtheil eingeflößt hatte.

Während Felicie so trüben Gedanken nachgrübelte und vor lauter Mitleid mit sich selbst zu

verzagen drohte, floh die Zeit vorüber und immer weiter und weiter dehnte sich der Raum aus zwischen der alten und der neuen Heimath.

Der neugierige Schaffner hatte schon mehrere Male den Kopf zum Fenster hinein gesteckt und mit einem mitleidigen Vertraulichkeitsversuch sie angesprochen. Der prallte jedoch rasch an ihrem stolzen Wesen ab und wandelte sich allgemach in devote Aufmerksamkeit, sobald sie mit ihrem Billet ein Geldstück hinschiebend, die kühle Weisung gab, sie möglichst allein zu lassen.

Der Wink wurde verstanden, und von dem Moment an belästigte sie keine Aufmerksamkeit mehr. Auch blieb sie von Reisegesellschaft verschont; sie hatte das Coupé allein für sich und ihre trüben Gedanken, bis sie glücklich zur Mittagszeit den Ort erreichte, wo sie die Bahn wechseln mußte.

Noch niemals war Felicie allein gereist, noch stets hatte liebevolle Fürsorge und Aufmerksamkeit alle etwaigen Reiseschwierigkeiten ihr fern gehalten

und nun sah sie sich plötzlich mutterseelenallein in dem vollen Strudel eines lebhaften Verkehrs auf einem großen Bahnhof, einzig auf sich selber angewiesen. Doch gerade dies weckte ihre ganze Energie. Zaghaftigkeit lag nicht in ihrer Natur, nur die Uebermacht ihres stark erregten Gefühls vermochte sie momentan hülflos erscheinen zu lassen. Sie war das keineswegs. Dies bewies die vornehme Gelassenheit, mit der sie, sich wenig um ihre Umgebung kümmernd, den Weg bis zu dem andern Zug bahnte und dort ihren Platz fand. Allein blieb sie indeß von jetzt an nicht mehr. Die Strecke, die sie noch zu durchfahren hatte, schien eine verkehrreiche, fast an jeder Station gab es Wechsel durch Kommen und Gehen. Felicie selbst hatte der kleine Wechsel gut gethan, die frische Luft, der Aufenthalt auf dem belebten Bahnhof hatte sie ermuntert und ihre Gedanken mehr aus dem Lande der Träume hinein in die Gegenwart gezogen.

Wie diese sich nunmehr für sie gestalten werde,

diese Frage trat immer lebhafter vor Felicie hin, je mehr sie sich dem Ziel ihrer Reise näherte. Sie bestrebte sich jetzt ernstlich mit aller Willenskraft, dem Kommenden ruhig ins Auge zu sehen, sie rief all' ihren Stolz dabei zu Hülfe und doch schmolz ihr innerlich der Muth, als endlich der Zug in den düsteren Bahnhof von M. einfuhr. Alsbald flogen die Wagenthüren auf, die Menschen strömten heraus und liefen durcheinander den langen, bereits erleuchteten Wartehallen zu. Felicie spähte aufmerksam in dieselben ein, jeden Augenblick erwartend, das Gesicht ihres Oheims auftauchen zu sehen, darüber bemerkte sie den hübschen, etwa sechszehnjährigen Knaben nicht, der sich ihr rasch genähert und jetzt dicht neben ihr mit klarer Stimme sagte: „Grüß Dich Gott, Cousine Felicitas!"

Bei diesem Tone wandte Felicie sich jäh um und blickte erstaunt fragend in das fröhliche, offene Knabengesicht.

„Du mußt verzeihen, daß nur ich, Dein jüngster

Vetter, Viktor Ronau, hier bin, um Dich in Empfang zu nehmen — die Andern sind gerade alle beschäftigt."

Gleichzeitig mit diesen Worten bot der junge Herr Felicien herzlich die Hand, in die sie bereitwillig die ihre einlegte. Der herzliche, zutrauliche Ton muthete sie warm an und, freundlich seine Begrüßung erwidernd, sprach sie ihre Verwunderung darüber aus, wie schnell er sie herausgefunden habe.

„O, gewiß," lachte er fröhlich, „ich erkannte Dich sofort, Du hast einige Aehnlichkeit mit Mama — aber darf ich Dir nicht behülflich sein?" —

Er hatte bereits ihre kleine Handtasche erfaßt und sah sich nach mehr um. Als keine weiteren Effekten aus dem Coupé zum Vorschein kamen, erklärte er muthwillig: „Nun, Cousine, das ist wunderbar. Ich dachte, eine Dame könne ohne eine Menge Handgepäck gar nicht reisen; Mama und die Schwestern haben immer eine Fülle davon. Willst Du hier rechts kommen? Die Passage ist dort freier. Da ist auch unser Diener; bitte, gieb

Georg Deinen Gepäckschein — er wird Deine Koffer besorgen. Laß uns nur direkt den Ausgang erreichen, damit wir uns eines Fiakers versichern."

So plaudernd führte ihr jugendlicher Beschützer Felicie mit aller Gewandtheit dem Bahnhofsportale zu, woselbst sie noch ohne Mühe einen Wagen fanden.

Galant half Viktor der hübschen Cousine beim Einsteigen, er zeigte sich ordentlich stolz darauf, ihr Cavalier zu sein. Felicie ließ ihn gewähren, seine offene, freimüthige Art gefiel ihr. Sie hatte einen andern Empfang erwartet, aber es verdroß sie nicht, daß man nur diesen Knaben ihr entgegen geschickt. Das Geringschätzige, das darin lag, wurde verwischt durch sein herzliches Wesen.

„Die Tante ist doch wohl?" fragte sie daher in gleicher Weise, sobald sie beide in dem Wagen saßen.

„Gewiß, Mama ist wohl; sie wäre gern mit mir gekommen, um Dich schon am Bahnhof zu begrüßen, aber es ging leider nicht an. Sie und die Schwestern mußten Toilette machen, da heute bei

Präsident's ein kleines Familienfest im intimen Bekanntenkreise gefeiert wird, wozu wir die Einladung nicht ablehnen konnten. Papa und Oskar werden bis sieben Uhr von dienstlichen Pflichten in Anspruch genommen, darum fiel mir die Ehre allein zu, Dich abzuholen."

Wie liebenswürdig aber auch immer ihr junger Gefährte plaudern mochte, die arme Felicie fühlte doch deutlich den schnelleren Schlag ihres Herzens während der Wagen rasch dahin fuhr. Die Kreuz und Quer ging es durch eine Menge hell erleuchteter Straßen, an freien Plätzen und schönen Promenaden vorüber. Ihr flimmerten die Laternenlichter vor den Augen, sie konnte trotz ihres Cavaliers eifriger Explikation nichts unterscheiden und kaum einige Gebäulichkeiten erkennen. Als aber plötzlich der Wagen vor einem stattlichen Hause vorfuhr, da drückte sie fest die Hand auf das klopfende Herz, denn Victor rief fröhlich: „Und hier, Felicitas, sind wir zu Hause!"

Viertes Kapitel.

Im Hause der Verwandten.

In diesen Mauern, diesen Hallen
Will es mir keineswegs gefallen,
Es ist ein gar beschränkter Raum.

Goethe.

Es war ein großes, matt erleuchtetes, höchst elegant ausgestattetes Gemach, zu dem Viktor dienstbeflissen seine Dame führte; ein weicher Teppich bedeckte den Boden, Bilder und hohe Spiegel in glänzenden Goldrahmen hingen an den Wänden, schwere rothseidene Vorhänge fielen von den Fenstern herab, und die Stühle und Sophas waren von demselben dunkeln Stoff überzogen.

Auf einem der letzteren ruhte eine zarte, blasse Frau in eleganter Gesellschaftstoilette von schwarzer Seide, die weiße reiche Spitzenrüschen um Hals und Hände vervollständigten. Der gänzliche Mangel an Schmuck, sowie die schwarzen Spitzen, welche zierlich über das aschblonde Haar fielen, das zarte Gesicht sanft umrahmend, bekundeten die Trauer, welche Frau v. Ronau um ihren Schwager angelegt hatte. Bei dem Eintritt Feliciens erhob sie sich hastig von ihrem Sitze und eilte dieser entgegen, sie lieb=reich in die Arme schließend: „Sei mir herzlich willkommen, mein armes liebes Kind! Wie froh bin ich, daß Du endlich da bist, ich ängstigte mich den ganzen Tag um Dich. Wie entsetzlich müde, abgespannt und kalt mußt Du nach der langen, langen Fahrt sein?“

Ein wenig matt, fast zaghaft kamen die Worte hervor, doch klang in dem sanften Ton etwas von der Herzlichkeit wieder, welche Felicie bereits bei ihrem Vetter sympathisch berührt hatte. Mit

Innigkeit erwiederte sie dieserhalb die Umarmung ihrer Tante und ließ sich willig von ihr zu dem lockenden Plätzchen neben dem Kamin führen. Impulsiv fühlte sie sich zu dieser zarten, schwachen Frau hingezogen, die ihrerseits nicht müde wurde, mit Thränen in den Augen das Kind ihrer früh gestorbenen Schwester zu betrachten, unterdeß sie in ihrer sanften Weise weiter plauderte: „O, Kind, es that mir so leid, daß ich Dich nicht abholen konnte, und noch mehr betrübt es mich, Dich gleich am ersten Abend allein hier den Thee nehmen zu lassen. Es sieht so unfreundlich aus und doch ließ es sich heute nicht anders machen — es gibt eben Dinge, über die einmal nicht hinwegzukommen ist!“

Dies klang wie eine schüchterne Klage, und die ganze Erscheinung Frau von Ronau's ließ unwillkürlich denken: es könne für diese allerdings viel Dinge geben, über welche sie nicht hinwegzukommen vermöchte. In ihrem Wesen lag etwas Hülfloses, Unsicheres und Aengstliches, das mehr noch hervor-

trat in dem Momente, wo leichte Schritte nahten, und aus einem der angrenzenden Zimmer zwei junge Damen in lichter, heller Toilette in das Wohngemach hereinrauschten.

Frau v. Ronau hatte rasch den Kopf nach der Richtung gewandt. „Ah, Felicie, — da sind Lydia und Constanze."

Felicie beeilte sich, den Beiden entgegen zu gehen, diesmal innerlich schon mehr zu einer herz=lichen Begrüßung geneigt, aber jene wohlthätige Wärme, die bei dem vorhergegangenen Willkomm sie überrascht, fehlte hier gänzlich, es däuchte ihr vielmehr, als sei selbst die Herzlichkeit in der Stimme ihrer Tante einer mehr förmlichen Höflichkeit ge=wichen, als sie beifügte: „Kommt, meine Töchter, und heißt Eure Cousine willkommen!"

Jedenfalls bekundeten die Mienen der beiden Mädchen nichts von einem liebreichen, zuvor=kommenden Gruß; nur Neugierde und glatte, höfliche Freundlichkeit sprachen aus dem Gesicht der einen

und kühle, abwartende Zurückhaltung aus dem der anderen. Beides genügte völlig, Felicie in ihre stolz-kühle Haltung zurückzubringen. Dem entsprechend folgte denn auch eine rein ceremoniös-höfliche Begrüßung. Die drei Mädchen boten dabei kein uninteressantes Bild. Lydia, die ältere der Schwestern, in gleichem Alter mit Felicie, war unbestreitbar schön, so schön, daß selbst ihre hübsche Cousine auf den ersten Blick wenigstens völlig in Schatten trat. Die Beiden, wie sie jetzt nebeneinander standen, bildeten einen eigenthümlichen Contrast. Lydia in dem hellen lichten Gewande, den gelben Rosen in dem reichen blau-schwarzen Haar, den großen, glänzenden Augensternen und den kirschrothen Lippen, die aus dem reizenden, etwas übermüthigen Gesicht lachten, überstrahlte das feine, stille Mädchen in dem schlichten, schwarzen Kleide, das die tiefe Bläße hervorhob von dessen ernst-stolzem Antlitz, in dem lange Wimpern leicht ein Paar seelenvolle Augen verschleierten. Das Kerzen-

licht ließ Feliciens müde Züge matt und ihren lichten, klaren Teint fahl erscheinen, während das Gesicht ihrer Cousine mit dem dunklen Incarnat gerade zu denjenigen gehörte, deren Schönheit unter Lampenschein in brillanter Abendtoilette am hellsten strahlt. Lydia war sich dabei ihrer Vorzüge vollständig bewußt, und wenn in dem raschen Blick, mit dem sie Felicitas maß, zunächst etwas wie eine herausfordernde Frage lag, so spielte derselbe doch schnell in den hochmüthigen Selbstbewußtseins über. Das hinderte sie jedoch nicht, sehr höfliche, glatte Worte an die neue Hausgenossin zu richten, welche von Seiten Constanzens nur einer einsilbigen, kühlen Begrüßung gewürdigt wurde.

Constanze war etwas kleiner und schmächtiger, als ihre Schwester, ihrer ganzen Erscheinung fehlte deren blendende Schönheit. Ihre Gesichtszüge waren unregelmäßig, doch weder häßlich noch alltäglich. In ihren grauen Augen lag vielmehr Geist, Temperament. Dazu besaß sie die ganze Frische ihrer

siebenzehn Jahre — et: le diable était beau, quand il avait dix-sept ans, meint nicht unrichtig ein alter französischer Spruch.

Constanze v. Ronau war jedenfalls kein Mädchen, was Ursache hatte, so mißstimmt dreinzuschauen, wie sie es eben jetzt that. Doch, wenn ihre Mutter zu wenig eigenen Willen kannte, so besaß sie dafür dessen zu viel. Das zeigte sich unverhohlen in ihrem Benehmen; sie beherrschte nur dann ihre Launen, wenn sie selbst dies im eigenen Interesse nöthig fand. Gegenwärtig sah sie keinen Anlaß dazu und demgemäß ließ sie sich gehen.

Frau v. Ronau sah dies in ängstlichem Mißbehagen — wagte aber offenbar keine Bemerkung aus Furcht, die Sache nur schlimmer, die Situation nur peinlicher dadurch zu machen.

Gerne wäre sie nun selbst doppelt liebenswürdig und herzlich gegen ihren jungen Gast gewesen, doch auch dazu mußte es ihr in Gegenwart ihrer beiden Töchter an Muth gebrechen; denn ihre Befürchtung,

Felicie möchte sich, selbst überlassen, einsam und fremd fühlen, wagte sie nicht weiter zum Ausdruck zu bringen. So redete sie ihr nur höflich und freundlich zu, es sich bequem zu machen, sich an Speise und Trank zu erquicken und ganz nach Wunsch über die Dienste der Zofe zu verfügen.

Noch während sie sprach, fuhr ein Wagen an dem Hause vor, und gleich darauf erschien der Regierungsrath in dem Salon seiner Frau. Er begrüßte Felicie mit höflicher Zuvorkommenheit und entschuldigte einfach sein verspätetes Erscheinen durch dienstliche Abhaltung. „Sie nöthigte mich, es meinem Jüngsten zu überlassen, Dich abzuholen, meine Liebe. Es war ihm eine Ehre, Dich in Dein neues Heim einzuführen. Möge es Dir darin gefallen!“

Das war so ziemlich Alles, was sich in der kurzen Zeit sagen ließ; denn Lydia mahnte dringend zum Aufbruch. „Du bist entsetzlich spät, Papa;

wir werden die ganze Gesellschaft warten lassen, falls wir noch länger zögern."

Gezögert wurde denn auch nicht mehr länger, als die Damen Zeit brauchten, sich in ihre Gesellschaftsmäntel zu hüllen. Wenige Minuten später hatten alle, mit Ausnahme Feliciens, das Gemach verlassen, und drunten rollte die Equipage geräuschvoll über das Pflaster hin.

Der Einsamen klangen noch einige freundliche Worte: daß sie sich die Zeit nicht möge lang werden lassen und frühzeitig nach den Reiseanstrengungen zur Ruhe gehen solle, in den Ohren nach, trotzdem war es ihr gar traurig zu Muth. Fremd blickte sie sich in dem eleganten Zimmer um; auf dem Tisch vor ihr stand für sie Thee mit Abendbrod servirt, daneben im Kamin loderte lustig das Feuer, eine angenehme Wärme verbreitend. Dennoch fröstelte es ihr so allein in dem fremden Gemach.

Man machte mit ihr sehr wenig Umstände, das konnte sie sich nicht verhehlen. Der verletzte Stolz

des verwöhnten Mädchens bäumte sich dagegen auf. Sie empfand es als eine Demüthigung, daß man sie gleich den ersten Abend auf sich selber angewiesen und weder für sie, noch für die Trauer um ihren Vater so viel Rücksicht gehabt, um eine Einladung abzulehnen.

Feliciens Finger spielten nervös mit dem Theelöffel in ihrer Tasse. Die Speisen, die vor ihr standen, berührte sie kaum, sie grübelte lediglich ihren bitteren Gedanken nach. Und einmal von Vorurtheil eingenommen, schrieb sie die ihr bezeigte Rücksichtslosigkeit hauptsächlich dem Oheim zu, der ihr von vornherein absichtlich dadurch andeuten wolle, daß sie zu keinen Ansprüchen berechtigt sei.

Wenig ahnte sie, daß gerade ihr Oheim in demselben Momente mit unverhohlener Mißbilligung seinen Töchtern sagte: „Es wäre passender und höflicher gewesen, wenn eine von Euch Felicie an diesem ersten Abend ihrer Ankunft Gesellschaft ge-

leistet hätte. So viel Takt hatte ich bei Euch vorausgesetzt."

Die Regierungsräthin seufzte leise; ihr Gatte sprach ganz ihre Meinung aus, aber sie hütete sich wohl, zuzugestehen, wie vergeblich sie dieselbe schon ihren Töchtern nahegelegt hatte. Sie wagte das nicht, aus Angst, Oel in's Feuer zu gießen. Eine Scene zwischen ihrem Manne und ihren Töchtern war ihr allzeit peinlich. Sie selbst fürchtete ja dessen Stirnrunzeln schon und mehr noch seine scharfen, strafenden Worte. Auch die beiden Mädchen scheuten den Tadel ihres Vaters. Daß er ihnen jetzt ausgesprochen wurde, ärgerte sie gewaltig und besserte keineswegs die Gesinnung, welche sie der neuen Hausgenossin entgegenbrachten. Einen Widerspruch zu erheben, wagte jedoch keine; Constanze beschränkte sich darauf, trotzig die Lippen aufzuwerfen, um gleichsam zu sagen: Das fiele mir noch gerade ein, des lästigen Eindringlings wegen zu Hause zu bleiben.

Lydia dagegen versuchte eine glatte Entschuldigung: „Präsidentens hatten so darauf gedrungen, uns alle bei sich zu sehen, daß wir es nicht wohl abschlagen konnten; auch dachten wir: Felicie müsse sehr müde und daher froh sein, sich frühzeitig zurückziehen zu können.“

Der Regierungsrath zuckte die Achseln. „Es würde taktvoller gewesen sein, ihr das selbst zu überlassen.“

Jetzt schwieg auch die kluge Lydia, denn, wie viel sie sich immerhin auf die Macht einbildete, andere zu beherrschen, so drang sie damit doch bei ihrem Vater nicht durch. Obgleich sein Liebling, wußte sie das doch; denn auch sie kannte und scheute seine bestimmten, scharfen Worte. Sie, wie überhaupt die Ronau'schen Kinder, fürchteten den Vater mehr, als sie ihn liebten.

Derselbe war eine strenge, energische Natur, er nahm es ernst und gewissenhaft mit dem, was er für seine Pflicht hielt, jedoch sein Wesen blieb meist

scharf, zuweilen verletzend, immer bestimmt. Sein Wille war der herrschende im Haus — wenigstens scheinbar. Offen wagte Niemand gegen denselben anzugehen, noch sich über die Ordnung und Formen, welche er seinem Hauswesen gegeben, hinwegzusetzen. Aber der Regierungsrath war ein vielbeschäftigter, vielleicht auch ehrgeiziger, hochstrebender Mann, er hatte nicht allzu viel Zeit für seine Familie und für das alltägliche Leben im Innern derselben wenig Sinn. Wie jedes einzelne Glied des kleinen Kreises sich entwickelte, welche persönliche Anlagen, Neigungen oder Fehler sich da geltend machten, dem blieb er ziemlich fremd, nur wenn ihm ein Fehler augenfällig wurde, dann rügte und strafte er unerbittlich.

Daher gab es in seiner Gegenwart so leicht keinen Widerspruch, keine Auflehnung. Alle fügten sich, soweit sie es eben mußten, um sich jedoch für die auferlegte Ueberwindung nachher damit zu entschädigen, daß ein jeder genau das that, was er eben wollte.

Frau v. Ronau vermochte dies nicht zu verhindern, sie fürchtete selber ihren Gatten viel zu sehr. In ihrer Jugend hatte sie ihn förmlich angebetet, den schönen, starken Mann, auch heute noch liebte sie ihn leidenschaftlich — aber mit Furcht und Zittern. Seine Ueberlegenheit, seine bestimmte sarkastische Art hatte sie völlig eingeschüchtert. Ihre Angst, sein Mißfallen zu erregen oder etwaige Scenen zwischen ihm und einem oder dem andern der Kinder heraufzubeschwören, ließ sie tausendmal lieber schweigen, wo sie hätte reden sollen. Sie fühlte recht wohl, daß sie Unrecht dabei that und litt unsäglich darunter, aber ihre schwache Natur vermochte sich eben zu keiner Energie zu erschwingen. Ihre Kränklichkeit kam dazu und so wurde sie leider gar bald ihren Kindern gegenüber ebenso willenlos, wie sie es ihrem Gatten gegenüber war. Fügsam und hingebend, zaghaft und unsicher glich sie selbst einem schwachen Kinde. Sie wagte kaum eine eigene Meinung zu haben, geschweige dieselbe anders

geltend zu machen, als allenfalls in einer schüchternen Bitte.

Eine schüchterne, innige Bitte war es denn auch einzig gewesen, mit der sie, als ihr Schwager Elmen so plötzlich starb, den Wunsch geäußert, die verwaiste Tochter ihrer Schwester zu sich zu nehmen. Ihre Kinder zeigten sich darüber keineswegs erbaut, und ihr Wunsch würde gewiß keine Erfüllung gefunden haben, wenn der Regierungsrath einen Ausweg gewußt hätte. Es paßte ihm gleichfalls wenig, Felicitas in sein Haus aufzunehmen. Die Sorglosigkeit seines Schwagers hatte ihn förmlich empört; es war ihm unbegreiflich, wie kopflos dieser sein Kind zu lauter Ansprüchen erzogen, denen zu entsprechen alle und jede Mittel fehlten. Dennoch unterzog er sich der mißlichen Aufgabe, die Verhältnisse zu ordnen, war aber gerade dabei aufs neue durch die hochmüthige Art der verwöhnten jungen Dame unangenehm berührt worden. Nichtsdestoweniger blieb er entschlossen, ihr gegenüber

seine Pflicht zu thun, und er that sie auf seine bestimmte, kühle Weise.

Er war kein engherziger und kein geiziger Mann, er scheute die Unkosten nicht, welche ihm durch Feliciens Aufnahme in sein Haus erwachsen würden, aber bei der Genauigkeit, mit der er das auffaßte, was er für Pflicht hielt, war es ihm zweifelhaft, ob dort der rechte Platz für sein Mündel sei. Sobald er sie in seine Familie aufnahm, konnte er sie nicht wohl anders halten, wie eine seiner eigenen Töchter. Hieß dies aber nicht gerade den Fehler seines verstorbenen Schwagers fortsetzen und das Mädchen in seinen Ansprüchen an eine Lebensstellung bestärken, zu denen es nicht berechtigt war. Bei seinen Töchtern war dies anders; sie waren die Kinder eines reichen Mannes in Amt und Würde, der vollständig die Mittel besaß, ihnen eine Zukunft zu sichern. Unter diesen Verhältnissen konnte er darauf rechnen, unter Bewerbern wählen zu können. Schwerlich ließ sich ein gleiches in Bezug auf die arme Waise

erwarten. Dem schönen Fräulein v. Elmen mochte man huldigen und sie verehren — aber um ihre Hand werben? — Bah, der Regierungsrath kannte die Welt. Die Illusionen des guten, alten Generals theilte er nicht. Von dem Verlöbniß Feliciens mit Harry v. Croneck hatte er keine Ahnung; falls er es aber auch gewußt, hätte er seine Ansicht kaum geändert, schon deßhalb nicht, weil der alte Baron Croneck dieser Verlobung Schwierigkeiten machte. Doch, wie gesagt, von dem allen wußte er nichts; er sah nur, daß er vorläufig Felicie nicht wohl auf Fremde anweisen konnte, und ihr dieserhalb ein Heim bei sich anbieten mußte, gleichviel, wie fatal ihm dies bei seiner Anschauung der Verhältnisse war. Unter diesen blieb ihm Feliciens Aufnahme eine lästige Sache, der man sich indeß mit Höflichkeit und Anstand unterziehen mußte, wenn schon andererseits dies verwöhnte Mädchen nicht im Unklaren darüber bleiben sollte, daß ihm alles Recht zu Ansprüchen und Prätensionen mangele.

Für diese Beweggründe, welche dem Entschluß und den Bestimmungen ihres Gatten zu Grunde lagen, fehlte Frau v. Ronau ziemlich das Verständniß. Sie begriff es einfach nicht, warum sie ihre arme, schöne Nichte nicht hätscheln und verwöhnen sollte, wie eine ihrer eigenen Töchter. Es schmerzte sie sehr, daß man es ihr unmöglich gemacht, die Waise mit Aufmerksamkeiten und Liebesbeweisen zu begrüßen, jedoch ihre alte Schüchternheit gestattete ihr kein anderes Mittel, als — zu schweigen und sich damit zu trösten: heimlich und unbemerkt Felicitas für das zu entschädigen, was sie ihr nicht frei und offen zu bieten wagte. Ihr Mann würde allerdings mehr Herzlichkeit und Güte ihrerseits gegen den neuen Gast als etwas Nebensächliches betrachtet, und dieserhalb nichts dagegen eingewendet haben, bei ihren Töchtern hingegen hätte es sofort einen Sturm heraufbeschworen und den Aerger verdoppelt, den dieselben bereits über die Einladung ihres Vaters an Felicie bezeigten.

Um nun die Einen nicht zu ärgern und die Andere nicht zu verletzen, verfiel die arme, schwache Frau wieder ganz jene peinvolle Unsicherheit, die Felicitas keineswegs entgangen war und sie sofort erkennen ließ — welch eine Null ihre zarte, gute Tante in dem eigenen Hause war. Auch das wenig freundliche Entgegenkommen ihrer beiden Cousinen verstand sie deutlich; keine hatte eine Idee von schwesterlicher Zuvorkommenheit für sie gezeigt; beide waren ihr abhold und wurden es noch mehr bei der Entdeckung, was für ein schönes Mädchen sie sei. Felicie erkannte dies sehr gut; sie fühlte dabei bis in die Seele, welch unwillkommener Gast sie in dem Hause war, das doch ihr Heim für zwei lange Jahre sein sollte. Dennoch mußte sie hier aushalten; Harry wollte es und wohin hätte sie auch sonst gehen sollen! Wäre ihre Ausbildung nur in irgend einem Fache so weit gewesen, daß sie unter Fremden hätte bestehen können — sie würde diese Gastfreundschaft verschmäht haben, welche die

Töchter des Hauses ihr nicht gönnten, die der Hausherr nur widerwillig ausübte und die für ihre arme, zaghafte Tante allzu leicht eine stete Quelle kleinlicher Sorgen werden konnte.

Wie ihr ältester Vetter sich zu der Frage gestellt, das wußte sie nicht, sie hatte ihn noch gar nicht gesehen, jedoch Viktor — das war ein Lichtblick! In seiner offenen fröhlichen Knabenart hatte der sie begrüßt wie ein Freund. Als solchen bewährte er sich auch jetzt; denn in eben diesem Momente lugte sein brauner lockiger Kopf hinter der Portière hervor.

Als er Felicie still und nachdenklich da sitzen sah, schob er flink seine ganze Figur ins Zimmer hinein, indem er lachend sagte: „O Himmel, Du armes Cousinchen, was mußt Du Dich bei uns langweilen! Ich bin fast versucht, Dich zu mir herüber einzuladen, fürchte nur, daß Ovid und selbst Virgil jetzt keine geeigneten Gesellschafter für Dich sind. Um wie viel weniger so ein geplagter Pennäler,

wie meine Wenigkeit ist — und dennoch, da mein heutiges Pensum so ziemlich hinter mir liegt, gestattest Du mir vielleicht, Dich ein wenig zu unterhalten, bis Dir gelüstet, Dich in Deine Kemnate zurückzuziehen, und ich Dir bis zu deren Thüre als dienstthuender Page die Schleppe tragen darf!"

„Ein armes Edelfräulein hat keine Pagen mehr!" schwebte es Felicien auf der Zunge, doch empfand sie zu wahr, wie gut ihr jugendlicher Ritter es mit seinen harmlosen Späßen meinte und wollte sein freundliches Mühen nicht mit einer Antwort lohnen, die eine Spitze gegen die Seinen barg. Sie zwang sich vielmehr, auf den frischen Ton des Knaben einzugehen, und sieh' — es ging damit besser, als sie gedacht. Sie verstanden bald einander wie zwei alte Kameraden. Viktor plauderte und erzählte ihr, wie er niemals mehr zu seinen Schwestern sprach, seit diese große Damen geworden waren. Freilich, die Cousine verstand's gleichfalls, den Kopf hoch zu tragen, aber ihr Wesen däuchte ihm doch von ganz

anderm Stoff wie das Lydias und Constanzens, welche über alle Dinge, die ihn begeisterten, die Nase rümpften.

Felicie dagegen ging auf alles ein, was ihn interessirte. Sie wollte sich dankbar erweisen für seine herzliche Aufmerksamkeit, nicht aber dieselbe ausbeuten und ihn von seinen Arbeiten abbringen. Dieserhalb sprach sie, allmählich ihre Ermüdung zugebend, den Wunsch nach Ruhe aus.

Behende schellte er der Dienerin und während diese vorausleuchtete, begleitete er Felicie getreulich bis in die zweite Etage, wo er ihr herzlich „Gute Nacht" wünschte. „Laß Dir was Schönes träumen, Cousinchen!" rief er noch einmal zurück, während er mit ein paar leichten Sätzen die Treppe hinabsprang.

Die Zofe geleitete Felicitas in ihre Stube und bot derselben ihre Dienste an in einem Ton, durch den eine gewisse mitleidige Vertraulichkeit vibrirte. Felicie besaß ein feines Ohr dafür; sie

wußte zu gut, mit welch' scharfem Verständniß Dienstboten ihr Benehmen nach dem der Herrschaft zu richten verstehen, und sie erkannte schnell, daß der ihr gegenüber angeschlagene Ton bereits seinen Wiederhall bis in die Gesindestube gefunden hatte. Es bestärkte sie nur in dem bereits gefaßten Entschluß: sich nicht mehr bedienen zu lassen, überhaupt alles — was wie Ansprüche aussah — aus eigenem Willen aufzugeben. Kühl und hoch beschied sie deshalb das zutrauliche Mädchen dahin, daß sie keiner Hülfeleistungen bedürfe. Darauf knixte die Zofe und verschwand.

Felicie sah sich in der Stube um, die man ihr zu eigen gegeben. Sie war hoch und geräumig, auch die Einrichtung ließ nichts zu wünschen übrig, vorausgesetzt, daß man sich in seinen Wünschen zu bescheiden verstand. Dazu war Felicie entschlossen. Muthig ging sie sogleich daran, sich in ihrem kleinen Reich zu orientiren und sich dasselbe etwas behaglicher zu machen. Ruhe zum Schlafen fand sie ja

doch noch keine, dafür war sie innerlich zu erregt. So öffnete sie denn ihre Koffer und packte ihre Sieben=sachen aus, eifrig bemüht, für alles ein passendes Plätzchen zu finden. Die Beschäftigung zerstreute sie, doch ihre Gedanken kehrten mit Macht auf die jüngste traurige Vergangenheit zurück, als sie in einem der Koffer auf Gegenstände stieß, die ihrem Vater gehört. Der leichte Ueberrock, welchen er zuletzt an jenem Morgen bei dem verhängniß=vollen Ritt getragen, von dem hatte sie sich nicht zu trennen vermocht, sondern ihn mitgenommen als eine theure Erinnerung. Ihre Hände zitterten, wie sie jetzt über die Fläche des Tuches strich, während sie den leichten Rock hervorzog. In dessen Brust=tasche steckte noch das Portefeuille, welches sie selber in glücklichen Tagen gestickt. Sie betrachtete es mit Weh=muth. Darinnen lagen einige Couverts, Quittungen und dergleichen. Felicie blätterte dieselben eben durch, sie sah darin keinen anderen Werth, als den, daß sie das letzte gewesen, was der liebe Verstorbene

vielleicht gelesen. Sie jetzt nachzulesen, vermochte sie nicht; sie wollte sich nicht noch trüber stimmen. Sorgsam barg sie daher das Portefeuille wieder in die Tasche des Ueberrocks und diesen in einen kleinen Koffer, den sie ahnungslos verschloß und in einem Wandschrank ihres Zimmers unterbrachte. Sie freute sich, dies Plätzchen dafür gefunden zu haben und mühte sich eifrig weiter, auch für Dies und Jenes noch ein passendes Unterkommen zu finden, aber, obgleich sie es nicht wollte, übermannte sie dennoch wieder ihre Traurigkeit. Die Erinnerung an den lieben Todten war zu lebendig aufgewacht; mit ihr diejenige an die glücklich-sorgenlose Vergangenheit, wogegen die traurige Gegenwart scharf kontrastirte, ohne irgend einen Lichtblick in die Zukunft zu gestatten. Selbst der Gedanke an Harrys Liebe übte diesem großen Kummer gegenüber nicht mehr die alte Macht. Und doch seufzte des Mädchens ganze Seele nach Trost. Wie ihre Gedanken danach suchten und rangen, da kamen ihr plötzlich wieder

die paar Worte in den Sinn: „Heimathlos sind wir Alle. Wohl uns, wenn dies Bewußtsein uns der wahren Heimath da droben zuführt!“

An diese Gedanken klammerte Felicie sich an, sie lehrten ihr bedrücktes Herz beten und aus Herzensgrund flehte sie innig mit dem schönen Kirchengebet: „Schau auf mich, o Gott, und erbarme Dich mein, denn ich bin einsam und arm!“

Fünftes Kapitel.

Stilleben.

Kein Seufzer und kein Schmerz besiegt
Der Trennung Schmerz in mir,
Doch über Berg und Thäler fliegt
Mein Herz und sucht nach Dir.
Byron.

Der folgende Tag brachte Felicien nur eine Befestigung des Urtheils, welches sie sich an dem ersten Abend über ihre neue Umgebung gebildet. Frühzeitig, während die jungen Damen sich noch in tiefem Schlummer von den bis spät in die Nacht verkosteten geselligen Freuden erholten, suchte Frau v. Ronau ihren Gast in seiner Stube auf. Sachte anklopfend, schlüpfte sie fast schüchtern herein und das junge Mädchen bereits auf und völlig ange-

kleidet findend, überschüttete sie es mit zarten Vorwürfen. „Warum ruhtest Du nicht länger, liebstes Kind? Du siehst bleich und angegriffen aus — etwas Schonung thut Dir Noth.“

Und von einem Anflug erneuter Verlegenheit erfaßt, bat sie weiter: Felicie möge sie nicht der Unfreundlichkeit zeihen, weil man sie am ersten Abend allein gelassen. Sie wollte eine Menge Entschuldigungen daran knüpfen, aber Felicie schnitt diese ab durch die Bitte, sich doch in keiner Weise ihretwegen Sorge zu machen, sie werde sich in die Hausordnung zu finden wissen und erhebe jedenfalls gar keine Ansprüche.

Die schwache Frau athmete bei dieser Versicherung erleichtert auf. Es gab ein so angenehmes Bewußtsein, hier keine heftigen Scenen befürchten zu müssen. Sie bewunderte das junge liebliche Geschöpf vor sich um seiner stillen, hohen Ruhe willen. Etwas davon schien fast auf sie überzugehen, während sie nun unter freundlichem Plaudern

ihr neues Töchterchen -- wie sie liebreich die Waise nannte — in das Familienzimmer einführte.

Dort an dem Frühstückstisch fand sich denn auch im Laufe des Morgens Oskar, der älteste Sohn des Hauses, ein. Er hatte eine durchschwärmte Nacht hinter sich und sah dem entsprechend etwas flau und mausſade aus.

Wärmer und lebendiger wurde er jedoch sofort, als er in der erwarteten Cousine ein gar schönes Mädchen sah. Nach der Beschreibung seiner Schwestern mochte er sich dieselbe anders vorgestellt haben, gleichwie er, bei Kenntniß ihrer Verhältnisse die Rücksicht für unnöthig erachtet hatte, sie schon am vorhergegangenen Tage zu begrüßen. Nichtsdestoweniger versicherte er jetzt eifrig und galant: „Ich freue mich außerordentlich, Dich kennen zu lernen, Cousine Felicie, und bin entzückt über die Ehre, daß Du in Zukunft unsere Hausgenossin sein wirst!“

Wenn auch nicht so frisch gleich dem Victors, so war doch sein Ton munter, seine Manieren da-

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

bei galant und er selbst ein hübscher Mann, dessen schlanker Wuchs prächtig in der knapp anliegenden Uniform zur Geltung kam. Er war Offizier und diente in demselben Regimente, dem einst Feliciens Vater angehörte. Dieses Umstandes wegen war jene schon zu einer gewissen Voreingenommenheit zu Gunsten des Vetters geneigt, doch lag in dessen unverhohlener Bewunderung für sie etwas leicht=fertig=keckes, das himmelweit von der zutraulichen Herzlichkeit Victors verschieden war. Felicie brauchte den galanten Herrn nur wenige Minuten zu kennen, um das durchzufühlen und stolz wie sie war, gab sie sich auch so von demselben Momente an.

„Sie ist wirklich hübsch, aber verteufelt hoch — unsere liebe Cousine Elmen von Habenichts!“ lautete daher des schmucken Lieutenants Urtheil, welches er später seiner Lieblingsschwester Lydia anvertraute. „Wir wollen indeß dafür sorgen, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen und der Schönen ihren Stolz bald klein haben,“ fügte er

leichthin bei, getragen von dem Vollbewußtsein seiner eigenen Unwiderstehlichkeit.

„Um Alles, was Dir theuer ist, Oskar," mahnte da Lydia, „versuch' hier keine Liebelei unter den Augen des Vaters. Du weißt, er würde darin keinen Spaß verstehen!"

Diese Warnung fand denn auch bei Oskar insofern Beachtung, daß er seine Unwiderstehlichkeit nur in Abwesenheit seines Vaters bei Felicitas mit faden Galanterien und kecken Aufdringlichkeiten zur Geltung zu bringen suchte. Er kam aber damit zu der Rechten.

Derart hoch, stolz und entschieden sah er sich zurückgewiesen, daß selbst einem so eiteln Manne wie ihm kein Zweifel über Feliciens Meinung bleiben konnte.

Er wußte sich jedoch zu helfen und die erlittene Niederlage zu maskiren, indem er zu dem Schluß kam: Felicie sei doch eigentlich nur ein langweiliges, geistloses Geschöpf, das man am besten mit Nichtachtung strafe.

Demgemäß wandte er mit einer kühnen Schwenkung seine galanten Huldigungen in eine andere Richtung, um dort sein Licht leuchten zu lassen, wo dasselbe eine bessere Würdigung fand.

Felicie aber war völlig mit ihrem stillen Sieg zufrieden, zu dem sie bereits binnen der ersten Wochen in dem Ronau'schen Hause gelangte. Oskar verschonte sie in Zukunft mit seiner Huld und dies war exakt das, was sie gewollt.

Nicht so leicht und geschwind glättete sich ihr Verhältniß zu den beiden Cousinen. Deren unfreundliche Gesinnung wurde allerdings in etwa durch Feliciens Anspruchslosigkeit entwaffnet, und der Umstand, daß die tiefe Trauer des schönen Mädchens schon von selbst dessen Theilnahme an den geselligen Freuden unstatthaft machte, trug nicht minder dazu bei, beide jungen Damen zu besänftigen — um so eher, als Felicie stets, obgleich mit einer gewissen, nie sich verleugnenden Zurück-

haltung in höflichster Form bestrebt war, durch etwaige kleine Hilfeleistungen gefällig zu sein. Ein reiches Feld bot sich dafür leicht. Da Felicie einen guten Geschmack und jenen natürlichen Chic besaß, der den unnachahmlichen Cachet der feinen Gesellschaft in sich schloß, war wenigstens Lydia sehr schnell geneigt, möglichst durch die Gefälligkeit der Cousine zu profitiren und aus deren Geschicklichkeit allen Nutzen für sich zu ziehen, der sich daraus eben ziehen ließ. Es gab da eine ganze Menge von Dingen, die niemand so schön, so geschmackvoll, so entzückend zu arrangiren und zu arbeiten verstand, wie die liebe Felicitas! Diese lernte dabei wirklich arbeiten. Was sie früher für sich selbst nur einem dienstbaren Geist vorgezeichnet, dem unterzog sie sich jetzt still und gelassen zu Gunsten einer Anderen.

Auf diese Weise leistete sie Lydia zahllose kleine Dienste, ohne jedoch deren Vertraulichkeit zu erwidern oder einzugehen auf ihre Vorliebe, über all' die Klatschereien und kleinlichen Intriguen zu dis-

cutiren, welche sich unter dem Mantel des guten Tons in dem gesellschaftlichen Leben und Treiben verbergen. Die Existenz solcher Lieblosigkeiten und Rivalitäten war ihr selbst in früheren Zeiten nicht fremd geblieben, aber sie war darüber stets mit einem stolzen Lächeln hinweggegangen und auch heute noch spielte bei den Schwätzereien ihrer Cousine ein solch bezeichnender Spott um ihre stummen Lippen, daß selbst eine Lydia zu der Ueberzeugung gelangte: es sei hier besser, über dergleichen Dinge zu schweigen. Lieber Himmel, sie hatte ja auch anderweitig Gelegenheit genug, ihr Conversationstalent zur Geltung und Anerkennung zu bringen. Unangefochten mochte deshalb Felicie ihre eigenthümliche Art behalten, falls sie nur in ihrer Anspruchslosigkeit und der Dienstbeflissenheit für sie verblieb. Dafür lohnte es sich immerhin hie und da recht liebenswürdig und graziös gegen das arme Ding zu sein, was ja andererseits nicht ausschloß, ihm gelegentlich einen eigenen Fehler

in die Schuhe zu schieben. Das ging Alles, wenn es nur in hübscher Form, schön glatt und höflich geschah. — In glatter Höflichkeit aber kam der schönen Lydia so leicht keine gleich. Ja, sie vermochte von solch bestechender Liebenswürdigkeit zu sein, daß ein oberflächlicher Beobachter sich ihr auf Gnade oder Ungnade gefangen gab.

Trotz dieser Fähigkeiten Lydias, ungeachtet ihrer gelegentlichen Schmeicheleien und zärtlichen Anwandlungen, die auch zuweilen gegen Felicie in Scene gesetzt wurden, neigte deren Sinn sich dennoch mehr der rücksichtslosen Constanze zu, obgleich diese ihr gegenüber lange Zeit unverändert blieb, wie sie sich von Anfang an gezeigt — kühl, abweisend, trotzig.

Die neue Hausgenossin war ihr unsympathisch und unangenehm; sie hatte derselben keinerlei freundliche Gefühle entgegenzubringen und verschmähte es, ihre Gesinnung unter dem Schleier artiger Redensarten zu verstecken. Zurückhaltend, gleichgültig, fast rauh blieb sie.

Schön war das Benehmen gewiß nicht, indeß lag eine gewisse Ehrlichkeit darin. Sind doch die offenen Feinde die schlimmsten nicht. Was Constanze betraf, bestätigte sich diese Annahme. Sie verletzte und kränkte Felicie oft durch ihre abwehrende Haltung, ihre gänzliche Theilnahmlosigkeit und den Mangel an Zutraulichkeit, wie sie doch sonst wohl zwischen jungen Verwandten sich Bahn bricht. Sie hatte selbst für Feliciens sich meist gleichbleibende Güte keine Anerkennung, höchstens ein kühles: „Ich danke!“ Ungleich ihrer Schwester nahm sie nie Feliciens Geschicklichkeit oder Gefälligkeit in Anspruch, aber sie trat, wie jene gelegentlich herausgefunden, offen und entschieden für sie ein, wenn Lydia klug manöverirte, um irgend ein Versehen aus der eigenen Rechnung in die Feliciens zu schmuggeln. Zwischen den beiden Schwestern bestand überhaupt kein sonderliches Einverständniß; nur in einem Punkte begegneten sich völlig ihre Neigungen — in der Lust an geselligen Freuden

und Vergnügungen. Theater, Bälle, brillante Toiletten und vielfache Huldigungen, das war's, was beiden gefiel, was beide in reichem Maße für sich beanspruchten. Dieserhalb milderte Feliciens tiefe Trauer, welche sie selbstverständlich von jenen Freuden ausschloß, allmählich auch Constanzens Unzufriedenheit, oder wandelte dieselbe, besser gesagt, in Gleichgültigkeit um.

Feliciens selbst lag nichts ferner, als der Wunsch nach jenen Gesellschaften und Zerstreuungen, die ihren Cousinen so sehr am Herzen lagen. Früher freilich hatte auch sie diese Freuden geschätzt und sich darin mit der ganzen Frische jugendlicher Lust und Eitelkeit gesonnt — jetzt aber war das für sie vorübergezogen gleich einem lichten, sonnigen Tag. In ihrer tief-traurigen Stimmung verloren die Lustbarkeiten der Welt ihren Reiz, sie lockten das arme, verwaiste Mädchen nicht. Was konnten ihr alle die fremden Menschen sein, unter denen sie sich einsamer denn je fühlen würde! Sie begehrte deren

Beachtung nicht; sie dürstete nicht nach Glanz und Ehre, sie verlangte keine Huldigungen — wozu? Was sollte dies alles ihr? Sie besaß ja Harry's Liebe. Die war ihr eigen — sie war ihr süßes Geheimniß das sie treu bewahrte und dessen Besitz ihr aufwog alle die Freuden ihrer vergnügungssüchtigen Umgebung. Mochten Lydia und Constanze sich derselben erfreuen, mochten sie Triumphe feiern und Eroberungen machen, — sie neidete ihnen das gewiß nicht. Im Gegentheil, bald wurden ihre liebsten, trautesten Stunden diejenigen, welche die gefeierten Töchter des Regierungsraths in den Strudel des geselligen Lebens führten, denn dann ward es schön still und behaglich in dem Ronau'schen Haus.

Sobald diese ersehnte Abendstunde gekommen, und die Equipage mit ihren eleganten Insassen glücklich davongerollt war, vertauschte Felicie gern den ungemüthlichen Salon mit dem einfachen Studirzimmer ihres guten Kameraden. Victor war sie stets willkommen, des konnte sie versichert sein.

Die Freundschaft, die er ihr von der ersten Stunde an entgegengebracht, hielt Stand. Die geheimnißvolle Sympathie zwei gleichgestimmter Seelen schlang ihr Band immer dichter um die jungen Verwandten, welche sich unvermerkt gegenseitig stützten und einander förderten in edlem Streben nach allem Guten und Schönen. Für den gar viel und gänzlich sich selbst überlassenen Knaben wurde von unberechenbarem Werthe die schwesterliche Hingebung und Sorge des ältern Mädchens, welches ihm das verödete, langweilige Heim traut und anziehend zu machen verstand. Er begehrte nimmer, sich draußen für Pennäler verbotene Erholungen zu sichern, weil er es daheim gemüthlich fand und zu Felicien jene begeisterte, unschuldige Verehrung trug, die jugendlich, feurigen Geistern ein Sporn ist zu hohem Streben.

Seine junge Verwandte war Victor hundertmal lieber, als die Schwestern; sie verstand ihn, sie hatte und zeigte Interesse für die Aufgaben, die er lösen

mußte, sie konnte sich mit ihm erwärmen und begeistern für die Werke unsterblicher Meister, für die verklungenen und dennoch durch die Jahrhunderte forttönenden Heldensagen, welche sein frisches Knabenherz entzückten. Sie konnte lauschen andächtig, verständnißreich, wenn die todten Sprachen lebendig wurden und er in jugendlicher Begeisterung aus Homer und Virgil recitirte, und sie verstand es wiederum, mit ihm von der Höhe des Enthusiasmus herabzusteigen, wenn's galt, sich in weniger schwungvolle Aufgaben zu vertiefen, das leidige „th" richtig zu sprechen und la grammaire gehörig zu studiren.

Bei diesem Studium der lebenden Sprachen kam dann die Reihe an Felicie, ihre Ueberlegenheit zu zeigen und vermittelst ihrer Kenntnisse seinen Fleiß zu unterstützen, damit unvermerkt das eigene Wissen fördernd. Und während so Eines dem Andern gab, was es zu geben hatte, und nahm, was ihm freudig geboten wurde, kamen sie Beide weiter voran.

Das war, was Felicitas wünschte. Sie wollte durch fleißiges Lernen Versäumtes nachholen. Bittere Erfahrung hatte ihr ja klar gemacht, daß man nicht leicht zu schwer an dem trägt, was man gelernt hat, wie abhängig dagegen der dasteht, der lediglich auf das Mitleid Anderer angewiesen ist.

Die Erkenntniß machte sie sich zu Nutz; ihr Streben ging still, eifrig und stetig darauf aus, sich in allem zu vervollkommnen, was sie befähigte, Andern nützlich und selbst nicht mehr so hülflos zu sein. Ihr Stolz, ihre rege, einmal geweckte Willenskraft, ließ sie fortwährend in allem Thun und Lassen auf diese Unabhängigkeit hinzielen, wenngleich sie entschlossen blieb um Harrys willen die zwei Jahre im Hause ihrer Verwandten geduldig auszuharren.

Da das Leben in diesem sich für sie während der ersten Wochen wie eben geschildert, entwickelte, so verfloß dasselbe ihr im Allgemeinen wohl einförmig, doch nicht völlig freudlos, Dank den ange-

nehmen Stunden, welche das herzliche Einvernehmen mit Victor ihr bereitete.

Zuweilen kam in dieses gemeinsame Studiren und Arbeiten auch eine kleine Abwechslung, wenn hie und da Tante Ronau ihrer zarten Gesundheit wegen die Töchter allein des Vaters Obhut überließ und sich von allzu anstrengenden Festlichkeiten dispensirte. Der schwachen, sanften Frau war es alsdann eine seltene Freude — einmal ganz behaglich ein paar Stunden zu haben, wo sie ungestört nach Herzenslust sich ihrem Benjamin und der geliebten Nichte widmen konnte, die ihr, trotz der Ungleichheit ihrer Charaktere, gar sympathisch war.

In deren Gesellschaft fühlte sie sich viel wohler, als in der ihrer Töchter. Von Felicie hatte sie weder schnippische Bemerkungen, noch eine trotzige Antwort zu befürchten, nicht einmal ein mißbilligendes, ironisches Belächeln ihrer Zaghaftigkeit und Schwäche, nein, bei Felicie war es ihr stets, als ruhe sie aus und schöpfe in dieser Ruhe eine

fremde Kraft, in der sie sich stärker und freudiger belebt fühlte.

Solche Abende wurden für die Drei stets ungemein traulich, aber trotz derartiger Lichtmomente und ungeachtet Victor's treuer Freundschaft, barg das tägliche und stündliche Leben in dem Ronau'schen Hause dennoch Dornen genug für die verwöhnte, feinfühlende Felicie; sie empfand tief jeden Nadelstich, es verletzte sie jede Vernachlässigung, wenngleich sie dies nicht zeigte. Das verbot ihr Stolz — er konnte aber nicht verhindern, vielmehr nur erschweren den Kampf in der eigenen Brust, den Widerspruch ihres rebellischen Geistes, der es entsetzlich schwer fand, sich zu fügen, sich zu ergeben in das, was ihm ein herbes Geschick däuchte.

Diese Gedanken drohten Felicie zu verbittern, ihre edlen Anlagen zu verderben. Gegen dies schleichende Gift half ihr Stolz nicht, doch etwas anderes thats — der durch ein paar Worte zur rechten Zeit in ihr junges Herz gefallene Same.

Er ging auf unter dem Thau der Trübsal und zeitigte als erste Frucht den öftern Hinblick auf die ewige Heimath.

Dorthin führt aber nur ein Weg — der Glaube! Zu dem hatte Feliciens betrübtes Herz sich zurückgefunden und aus ihm zog sie Kraft und Stärke. Niemals hatte ihr die Schönheit und Erhabenheit der Religion so entgegen geleuchtet, als eben jetzt in ihrer innern Vereinsamung.

Aber auch nie, mit Ausnahme einer kurzen Zeit in der Kindheit, da sie als Externe eine Klosterschule besucht, waren die hohen Wahrheiten und Grundsätze des Glaubens ihr so nahe vor Augen getreten, wie gerade im Hause der Verwandten, wo doch alles religiöse Leben ein Fremdling zu sein schien. Ihre Verwandten waren zwar alle, gleich ihr, katholisch, aber sie machten — um den landläufigen Ausdruck zu gebrauchen — wenig Gebrauch davon. In dem Hause wehte nichts weniger als ein frommer Geist. Allerdings wurde dort niemals, einigen Unsinn

abgerechnet, den Oskar zuweilen zu Tage förderte, die Religion zum Gegenstand des Spottes und Hohnes gemacht — nein, das nicht, aber man ignorirte sie nebst den meisten ihrer Anforderungen in vornehmer Gleichgültigkeit.

Das erstere, Spott und Hohn, würde der Hausherr sich verbeten haben, das letztere ließ er unbeachtet passiren. Er, für seine Person, kam den streng kirchlichen Verpflichtungen nach; wie indeß seine erwachsenen Kinder sich damit abfanden, das überließ er dem Gewissen eines jeden Einzelnen. Darin hielt er es nicht angemessen, ihre Freiheit zu beschränken, und so benutzte denn auch ein Jeder dieselbe in seiner Art und Weise. Der älteste Sohn war schnell in erleuchteter Weisheit über jeglichen „Verdummungskram“ erhaben, während Frau v. Ronau, wie ihre Töchter sich gerade so viel den religiösen Verpflichtungen unterzogen, als diese bequem mit den Anforderungen des guten Tones parallel liefen,

denn gänzlich glaubenslos zu sein, war für seine Damen doch ein wenig zu emanzipirt.

So behielt man denn etwas von der äußeren Form, über den inneren hohen Werth aber ging man achtlos hinweg. Nur ein Familienmitglied machte das anders — des Hauses jüngstes Kind.

Victors regem, begabtem Geiste, seiner reinen Seele war es nicht verloren gegangen das hehre Wort: Mein Kind — gib mir dein Herz! Von Herzen war er gläubig, er liebte seine Religion; denn sie war ihm keine fremde, Dank der unermüdlichen, selbstlosen Hingebung eines trefflichen Religionslehrers, der an dem von ihm besuchten Gymnasium wirkte. Derselbe verstand es, seinen Schülern sie anziehend zu machen, die Wissenschaft aller Wissenschaft, der ein jugendfrisches, reines Herz, wie das Victors, feurig entgegenschlug. Die Glaubenswahrheiten genauer kennen zu lernen, war ihm kein langweiliges Studium, er betrieb es vielmehr mit Fleiß, um dann ganz logisch jene Wahrheiten seinem Denken

und Urtheilen zu Grunde zu legen und sie zur Richtschnur für sein Handeln und Streben zu machen. Seinem frommen reinen Sinn war dies ganz natürlich, ohne in seiner jugendlichen Einfachheit zu ahnen, wie gerade dies Beispiel seines lebendigen, praktisch ausgeführten Glaubens den noch unsichern Schritt Feliciens mit fortzog auf die aufwärts strebende Bahn.

Wurde nun auch gleich in den ersten Monaten ihrer neuen Lebensweise Feliciens Denken, Wünschen und Streben in eine andere Richtung gedrängt, als bisher, so blieb dennoch ein Gedanke der dominirende, ein Gefühl das herrschende in ihrer Seele — der Gedanke an Harry und ihre heiße, leidenschaftliche Liebe zu ihm. Die Trennung, die Entfernung konnte diese nicht schwächen. Felicie gehörte nicht zu denen, deren Neigung sich abschwächt, matter und kälter wird, wenn sich derselben Schwierigkeiten und Hindernisse entgegenstellen, sie war eher eine Natur, deren Neigung gerade dadurch steigt. Je

weiter die glückliche Vergangenheit zurücktrat, je zäher hielt sie an der Erinnerung fest; je weniger sie von Harry hörte, je mehr gedachte sie seiner. Verging auch eine Woche und ein Monat nach dem andern ohne jegliche Kunde von ihm, ohne daß sein Name nur einmal gelegentlich an ihr Ohr schlug — die Sehnsucht blieb allzeit die gleiche, sie brauchte nicht geweckt zu werden. Felicie kannte kein Vergessen und deshalb glaubte sie auch an keines von seiner Seite. Felsenfest baute sie auf ihn, und der größte Trost in all den kleinlichen Miseren ihrer mißlichen Lage war und blieb ihr immerhin — Harrys Liebe.

Sechstes Kapitel.

Ein willkommener Gast.

Mir griff des Lebens harte Faust
Schon in die krausen Kinderlocken;
Den Knaben hat es derb zerzaust,
Hat ihn umfangen und umbraust
Und wahrlich nicht mit Blüthenflocken!
Und „Schaffen" rief's; die Stunde flieht!
Nur der hat Recht, der recht sich müht;
Du selbst bist Deines Glückes Schmied.

F. W. Weber.

Tage, Wochen, Monate gingen Felicie in der geschilderten Weise hin. Winter und Frühling kamen und schwanden, selbst der Sommer winkte bereits dem Herbste zu, ohne daß sich in dem täglichen Leben des jungen Mädchens eine Aenderung oder Abwechslung bemerkbar gemacht hätte. Bescheiden, doch fest behauptete es die Position, die es

sich selbst in dem Kreise der Verwandten geschaffen hatte, und ohne Klage, wenn auch innerlich nicht ohne Kampf und Mühe ging es seinen Weg. Von Harry hörte es gar nichts mehr, von der alten Heimath wenig. Wohl kamen zuweilen lange, wunderbar stylisirte und mühsam geschriebene Briefe von der alten Elise, die in erster Zeit stets berich= tete, wie freundlich der junge Baron v. Croneck sie angesprochen — nach dem gnädigen Fräulein gefragt und für dasselbe viel tausend Grüße aufgegeben hätte. Indeß die gute Alte war eine arme Correspondentin. So ein Schreiben vom Stapel zu lassen, bildete für sie ein Ereigniß, wozu unbedingt eine festliche Gelegenheit nothwendig war. Demgemäß blieben die von Felicie im Stillen heiß ersehnten Berichte selten genug, und in der neuesten Zeit brachten die= selben nicht einmal mehr Nachricht über das, was sie am meisten zu erfahren wünschte. Die alte Elise erzählte zwar von diesem und jenem, dabei natürlich am ausführlichsten von den Dingen, die

ihrem eigenen Ideenkreis zunächst lagen — von Baron Harry verlautete kein Wort mehr.

Sie wußte wohl nichts von ihm. Vielleicht hatte auch er die Heimath verlassen? Felicie weilte gern bei dieser Frage, um sich über ihre Enttäuschung mit der Hoffnung auf den versprochenen Besuch zu trösten. Ihrer Phantasie war es der liebste Zeitvertreib, sich den Moment des Wiedersehens mit dem Geliebten auszumalen. Er plante sicherlich eine Ueberraschung für sie. In den Gedanken lebte sie sich derart ein, daß kaum ein Tag verging, an dessen Morgen sie nicht dachte: Vielleicht heute!

Doch Tag um Tag verging, die schöne, zum Reisen lockende Sommerzeit schwand hin — der still erwartete Besuch kam nicht. Dagegen meldete sich plötzlich dem Ronau'schen Hause ein anderer Gast an.

Victor brachte zuerst Felicie diese Nachricht, indem er eines Tages athemlos in ihr stilles Zimmer stürmte mit lautem Zurufe: „Felicie — eine Neuig-

keit! Denke Dir, Onkel Walther kehrt heim; er hat sich bereits in Kalkutta eingeschifft und wird in Marseille landen, von wo aus er uns noch genauer den Tag seiner hiesigen Ankunft melden wird. Soeben ist die überraschende Nachricht eingetroffen, und das ganze Haus ist in Aufregung — ich habe meinen Vater nie so erregt gesehen!“

Die Worte folgten sich rasch. Victor war selbst derart aufgeregt, daß er es für selbstverständlich annahm, Felicie werde ihn verstehen. Erst deren lächelnde Frage: „Aber wer ist denn der Onkel Walther, lieber Victor?“ ließ ihn sich darauf besinnen, daß sie demselben gegenüber eine Fremde sei. „Ah, ich vergaß,“ sagte er entschuldigend, „Du kennst ihn nicht, Du weißt nichts von ihm. Er ist der Bruder meines Vaters, der vor langer Zeit als armer, trotziger Knabe in die weite Welt ging, und nunmehr als Nabob aus Indien zur alten Heimath zurückkehrt. Lydia und Constanze scheinen wenigstens zu glauben, er werde sämmtliche Schätze Indiens

mitbringen. Nach ihrer Ansicht wühlt er nur eben in Diamanten und Perlen, mit welchen er die lieben Nichten überschütten soll. Darum wissen sie sich vor lauter Freude gar nicht zu fassen und möchten am liebsten das ganze Haus umstürzen zu einem pompösen Empfang des erwünschten Gastes."

Victor plauderte in dieser übermüthigen Laune weiter, wobei auch ihm die Freude aus den Augen leuchtete. Er machte kein Hehl daraus und gestand offen, welches Vergnügen er sich verspreche, von den interessanten Erzählungen des weitgereisten Verwandten, der sich selbst aus Armuth emporgearbeitet zu seiner jetzigen Größe.

Felicie hörte aufmerksam zu, sie verstand nicht ganz des Knaben Bemerkung; der Regierungsrath war doch von Haus aus ein vermögender, reicher Mann, es mußte daher befremden, wenn sein Bruder mittellos in die Welt hinausgegangen war. Dies Befremden sprach Felicie, die bei Victor rückhaltlos reden konnte, unwillkürlich aus.

„Nun, die Sache liegt so," erklärte darauf jener, „Onkel Walther ist Vaters Halbbruder, und Großpapas Wohlstand rührte von meines Vaters Mutter her. An diesen fiel auch das Hauptvermögen, während dem zweiten Sohn nur ein kleiner Bruchtheil davon zukam. Vielleicht hat dies Onkel Walther etwas erbittert, vielleicht strebte auch einzig sein Sinn mit unbändiger Lust ins Weite — in seinem Knabenalter noch ließ er die Heimath im Stich und segelte als Schiffsjunge mit nach San Franzisko. Später durchschiffte er den stillen Ocean und landete in Indien, wo er es zu immensem Reichthum brachte. Hier und da hörten wir immer von ihm, dennoch kommt uns der Entschluß seiner Heimkehr überraschend. Vater glaubte nie, darauf hoffen zu können; desto froher ist er nun. Man sieht es ihm ordentlich an, und das will viel sagen!"

Victor hatte Recht. Der Regierungsrath freute sich wirklich auf des Bruders Heimkehr und sein

ganzes Haus war froh mit ihm. Entsprang diese Freude unter den Familienmitgliedern auch verschiedenen Motiven, so stimmten doch alle darin überein: daß Onkel Krösus aufs Aufmerksamste empfangen werden müsse. Die besten Zimmer richtete man für ihn comfortable her, und über all dem Schaffen, Ordnen und Arrangiren wußten sich des Hauses Töchter vor ungeduldiger Erwartung kaum zu lassen. Indeß ihre Geduld wurde einer ziemlichen Probe unterworfen, die ersehnte Nachricht von Marseille blieb derart aus, daß, um die Zeit der Erwartung zu kürzen, bald nichts übrig blieb, als sich desto eifriger in das gesellige Treiben zu stürzen.

Dadurch gewannen Frau v. Ronau, Felicie und Victor wieder einen jener Abende traulichen Beisammenseins für sich. Sie waren dieserhalb alle drei in der besten Laune. Frau v. Ronau vergaß völlig ihren in letzter Zeit leidenden Gesundheitszustand, der sie auch gegenwärtig zum Daheimbleiben

genöthigt. Sie fühlte sich ungemein zufrieden, Felicie pflegte sie so freundlich und besorgte in ihrer feinen Art gar anmuthig den Thee, während der silberne Theekessel gemüthlich summte, und Victor voll Lust und Lebendigkeit beiden Damen vorplauderte.

Mitten in einer seiner Erzählungen sah er sich jedoch jäh unterbrochen, denn hastig, ganz gegen seine sonstige respectvolle Art, warf Georg, des Ronau'schen Hauses alter Diener, die Thüre des kleinen Salons auf, um mit bewegter Miene und bebenden Lippen zu melden: „Gnädige Frau — Herr Walther ist soeben heimgekehrt —"

„Und hier ist er gleich in höchsteigener Person, liebe Schwägerin," ergänzte die volle, wohllautende Stimme eines stattlichen Mannes, der an Georg vorbeischreitend, rasch vor der überraschten Frau v. Ronau stand, ihr beide Hände entgegenstreckend.

Sie faßte dieselben mit zitternder Hast und ihre milden, feuchten Augen voll zu dem gebräunten Antlitz des vor ihr Stehenden hebend, sagte sie innig:

„O Walther, wie bin ich glücklich, Dich wieder daheim begrüßen zu können — nach so langer, langer Zeit!“

Er beugte sich bewegt nieder und küßte ehrerbietig ihre schmale, durchsichtige Hand, aber seine Stimme behielt den klangvollen Ton, indem er zugab: „Ja, eine lange Zeit ist's schon, seit der wilde, trotzige Knabe Euch davon lief! Wie habt Ihr unterdeß gelebt und gehaust? Was machen Edwald und die Kinder?“

Bei dem unerwarteten Ueberfall war Felicie zur Seite getreten, der Tante, die sich hastig von dem Sopha erhoben, den Platz freigebend zu der Begrüßung des Gastes. Fast verblüfft schaute sie jetzt derselben zu und sprachlos vor Staunen betrachtete sie den Fremdling. Wie gänzlich hatte die Vorstellung sie betrogen, die ihre Phantasie sich von Onkel Krösus entworfen. Einen ältlichen, vom Sturm des Lebens mitgenommenen Mann mit scharfen, herben, vielleicht noch strengern Mienen,

als sie das Antlitz ihres Vormundes zeigte, hatte sie erwartet, und vor ihr stand ein Bild von echter, noch jugendlicher Manneskraft und Frische. Onkel Walther mochte die Dreißig noch nicht lange überschritten haben; kein einziger weißer Faden durchzog das volle braune Haar, das leicht von einer kräftig schönen Stirn zurückfiel, unter der ein Paar Augen leuchteten, die Felicien unergründlich däuchten. Sie hatte indeß kaum Zeit zu weiterer Beobachtung, denn eben jetzt richteten sich diese unergründlichen Augen auf sie selbst; des Fremden Mund lächelte dabei, aber die rasche Frage, die auf seinen Lippen schwebte, schien plötzlich nach einem anderen Ausdruck zu suchen. Fast zögernd kamen die Worte: „Wer ist denn das?“

„Meine Nichte, Freiin von Elmen; erlaube, liebe Felicie, Dir hier meinen Schwager Walther von Ronau vorzustellen.“

Die letztern Worte riefen ein jähes, eigenthümliches Lächeln um die Lippen Walthers hervor.

Felicie entging das nicht; sie verstand dasselbe nicht zu deuten, aber es verletzte sie unwillkürlich und sie erwiderte kalt und förmlich die tiefe Verbeugung des Vorgestellten, der unter dieser respectvollen Huldigung den spöttisch-ironischen Ausdruck zu verbergen suchte, der gleich jähem Wetterleuchten seine Mienen durchzuckt. Ruhig, fast kühl, blickte sein geistvolles Auge jetzt in ihr schönes, stolzes Antlitz, während er mit weltmännischer Höflichkeit sagte: „Ich schätze mich glücklich der Ehre, Ihre Bekanntschaft zu machen, Baronesse!“

Durch die ceremoniöse Vorstellung, die Frau v. Ronau, der Macht der Gewohnheit folgend, in Scene gesetzt, wehte in den bewegten Willkomm etwas wie ein kühler Wind, welcher alsbald fühlbar geworden wäre, wenn nicht Victor im rechten Moment das strenge Formwesen durchbrochen, indem er in seiner natürlichen Fröhlichkeit ausrief: „Und das hier bin ich, Dein Neffe Victor, hoffnungsvoller Pennäler und —“

„Ein lustiger, lieber Junge—“ fiel ohne Weiteres Onkel Walther ein, den Knaben mit warmer Herzlichkeit umschlingend.

Damit war der Reif geschmolzen, ehe er Zeit fand, sich auf die Blüthen herzlicher Willkommsfreude niederzusenken. Eine rege, animirte, zumeist von Onkel und Neffe geführte Unterhaltung entspann sich rasch, während Frau v. Ronau mit strahlender Miene den Platz neben sich dem lieben Gast einräumte und sorglich auf dessen Bewirthung nach den gehabten Reiseanstrengungen bedacht war.

Felicie allein fühlte sich sonderbar beklommen. Der günstige Eindruck, den Onkel Walther im ersten Augenblick auf sie gemacht, hatte sich verwischt. Bei seiner kühlen Begrüßung erwachte in ihr derselbe Geist, der sie an jenem traurigen Tage beseelt, als ihr Vormund in so kalter, höflicher Weise ihren Stolz und Trotz herausgefordert. Ihr Stolz loderte auch jetzt innerlich auf. Das Baronesse, das jener Mann so scharf ausgesprochen, überhaupt der cere-

moniöse Ton, welchen er ihr gegenüber angeschlagen, hatte sie unangenehm berührt — kühl fühlte sie sich daran gemahnt, daß sie für den neuen Gast des Hauses eben nichts mehr als eine Fremde sei. Ganz mit dieser Reflexion beschäftigt, achtete sie nicht darauf, daß rasch ein Wagen vor dem Hause anfuhr.

Der alte Georg hatte seine stille Freude nicht verbergen können, er hatte seinen Herrn in dem Ballsaale aufgesucht, um ihm die Ankunft von Herrn Walther mitzutheilen. Daraufhin eilten alle Ronau's, ungesäumt nach Hause zu kommen, nicht allein die Mädchen, selbst Lieutenant Oskar hatte es so eilig, den Oheim zu begrüßen, daß man gerne den Ball drangab. Und so stürmten sie denn jetzt alle mit zuvorkommendem Eifer in das stille Zimmer zwischen die traulich Plaudernden.

Eine gegenseitige lebhafte Begrüßung folgte, Die beiden Brüder hielten sich nach zwanzigjähriger Trennung eng umschlungen. Beide waren sichtlich bewegt, und in den Gesichtszügen des ernsten Re=

gierungsraths prägte sich solch' tiefes Gefühl aus, wie Felicie darin zu sehen niemals für möglich gehalten.

Bald fand er indeß seine gewohnte, selbstbewußte Ruhe wieder, und nur der Ausdruck einer wirklichen, wahren Freude blieb, seine ernsten, scharfgeschnittenen Züge erhellend, wodurch noch prononcirter die Aehnlichkeit der beiden Brüder hervortrat. Ungeachtet des immerhin großen Altersunterschieds bestand eine solche in Schnitt und Form des Gesichts — jedoch der Ausdruck darin war verschieden. Wohl konnten auch die ausdrucksvollen Augen des jüngern Mannes gar abweisend, kalt und stolz blicken, wohl deuteten die festen Linien um seinen hübschen Mund auf rücksichtslose Entschiedenheit, auf ungemeine Willensstärke hin, aber dieser Mund verstand auch zu lachen — ein eigenes Leuchten glitt alsdann über das noch jugendliche, wettergebräunte Antlitz, welches demselben alles

Herbe nahm und ihm eine ungemeine Anziehungskraft verlieh.

Diese bewährte jetzt sehr ausgeprägt ihre Macht bei Lydia und Constanze. Sie mühten sich angelegentlichst, gleich innige Freundschaft mit Onkel Walther zu schließen, in welchem Bestreben Oskar sie laut und ostentiös sekundirte. Ein buntes Stimmengetön durchschwirrte das vorhin stillbehagliche Gemach. Alle hatten derart viel zu sagen und zu fragen, daß Einer den Andern an Eifer überbot, und in dem engen Raum sich ein Leben entfaltete, dem Felicie staunend zusah. Sie fühlte sich mitten darin entsetzlich isolirt, sie gehörte ja eigentlich gar nicht in den Kreis — was hatte sie darin zu thun. Kein Mensch würde sie vermissen, wenn sie sich in ihr Zimmer zurückzog. Man erwartete das vielleicht gar von ihr und sie hatte bereits zu lange schon gezögert.

Nachdem ihr dieser Gedanke einmal gekommen, zögerte sie nicht weiter, und leicht genug fand sich

in all' dem Getriebe ein Moment, wo sie unbeachtet verschwand — aber lange noch saß sie wachend, in ihrem einsamen Zimmer, zu dem durch die stille Nacht die fröhlichen Stimmen und das helle Lachen der muntern Gesellschaft herauftönte.

Sicher, an dem vorhergegangenen Abend nicht vermißt worden zu sein, trat Felicie frühzeitig des Morgens in das gemeinsame Wohngemach. Sie war es gewohnt, stets die Erste dort zu sein und erwartete dies auch heute nicht anders. Um so mehr war sie überrascht, des Hauses Gast schon dort zu finden. In der Fensternische, neben dem Blumentisch, der ihre Pfleglinge, schöne Pflanzen, trug, lehnte er, diese betrachtend. Bei ihrem Eintritt richtete er sich rasch empor und kam ihr artig einige Schritte entgegen. Er begrüßte sie ehrerbietig. In seiner ganzen Art ihr gegenüber lag wohl etwas Reservirtes, aber sein voller Stimmenton besaß solchen Klang, daß sie ihres stolzen Vorsatzes — der ihr ein kühles Benehmen vorgeschrieben — vergaß und mit

einfacher Natürlichkeit ihrer Verwunderung die Worte lieh: „Sie sind schon hier — so frühzeitig auf nach der ermüdenden Reise, Herr von Ronau?“

Wieder erschien auf seinem Gesichte jenes seltsame Lächeln, doch seine Lippen lieferten heute den Commentar dazu: „Verzeihung, Baronesse, mein Name ist Walther Ronau — kurzweg Ronau.“

Das Lächeln stand noch in seinem interessanten Gesicht, aber jegliche Beimischung von Spott war daraus entflohen und hatte einzig einer gewinnenden Freundlichkeit Platz gemacht. Ungeachtet dieser verblüffte Felicie das Gehörte so, daß sie unwillkürlich zugestand: „O, das wußte ich nicht.“

„Das glaube ich Ihnen, mein gnädiges Fräulein.“

Ungemein stolz klang ihr diese Antwort; auch der leidige Spott, der sie stets so unangenehm berührte, vibrirte wieder darin durch, gerade als wollte er sagen: In diesem erlauchten Hause ließ es sich auch kaum erwarten, daß Sie Kenntniß davon erlangen würden.

Aber diese Meinung verstand Felicie nicht; sie sah lediglich ein ostentiöses Streben darin, ihr von vornherein klar zu machen, wie wenig ihm die „Baronesse“ imponire, die für ihn doch nur die mitleidig Geduldete in dem Hause seines Bruders sei.

Vielleicht las er auf ihrem stolzen Gesicht jenen Gedanken und die Absicht, das Gespräch in dieser Richtung durch keine Frage zu fördern, denn er fügte höflich bei: „Sie dürfen mir diese kleine Berichtigung nicht verdenken, die ich mir erlaubt, denn nichts war mir von jeher mehr zuwider, als unter falscher Flagge zu segeln. Meine gute Schwägerin ist nun mit den Adelsverleihungen etwas splendid wähnt vielleicht auch in ihrer harmlosen Güte, ich profitire gern ein Strählchen mit von dem Glanz, der vor einigen Jahren auf meines Bruders Namen fiel, der übrigens schon von seiner Mutter her blaues Blut in den Adern hat. In dem meinen rollt kein solches Tröpflein, und ich liebe den einfachen, bürgerlichen Namen.“

Er lachte dabei gewinnend, sein ganzes Wesen aber sagte mehr als jegliches Wort: Et sine etc. *)

Felicie sah dies und dies allein. Es däuchte ihr unerträgliche Anmaßung und Hochmuth. Was er gesagt, nahm sie für Spott auf die Ansichten, zu denen sie von Kindesbeinen an erzogen worden war. Sie wußte es nun gar nicht anders, als daß der Adel ein Vorrecht vor gewöhnlichen Sterblichen verleihe und war aus sich noch nicht zu dem Gedanken gekommen, daß Jemandem sein schlichter bürgerlicher Name mehr werth sein könne, als ein neu verliehenes Adelspatent.

Daher lag es nahe für sie, Walthers Art, die Sache zu behandeln, lediglich für Anmaßung zu nehmen, der gegenüber sie am besten sich in ihren Stolz zu hüllen vermeinte.

---

*) Auch ohne Krone bin ich, was ich bin.
Christina von Schweden.

Dieser prägte sich denn auch in jedem weiteren Worte aus, mit dem sie dem Gespräch eine andere Richtung gab, wobei jedoch die Weise, in der sie ihn nun stets „Herr Ronau“ zu nennen pflegte, ebenso deutlich klang wie sein „Baronesse“.

Er schien dies nicht zu bemerken; nach der kleinen Berichtigung befliß er sich einzig, die Unterhaltung den Wünschen Feliciens anzupassen.

Sie hatte ihn nach seiner Reisetour gefragt. Davon sprach er. Seine persönlichen Erlebnisse in den Hintergrund schiebend, erzählte er von der interessanten Seefahrt, wie auch von den landschaftlichen Schönheiten Frankreichs, welches er in den letzten Tagen durchreist. Er sprach so anziehend, daß Felicie ihren vorhin empfundenen Aerger ziemlich vergaß und mit wirklichem Interesse ihm zuzulauschen begann.

Dies Vergnügen blieb ihr nicht lange ungeschmälert. Das Frühstückszimmer belebte sich heute früher als sonst. Den Hausherrn und Victor ab-

gerechnet, welche, wie alltäglich, das Frühstücks-zimmer bereits schon verlassen, ehe sonst Jemand von der Familie es betrat, hatte ein Jeder sich heute etwas zeitiger aus den Federn erhoben — dem Onkel Krösus zu Ehren. Und Jeglicher war einigermaßen enttäuscht, denselben bereits am Frühstückstisch zu finden. Aber diese Enttäuschung machte nicht mürrisch, nur doppelt liebenswürdig. Bei Lydia und Constanze erreichte die Liebenswürdigkeit ihren Höhepunkt, als im Laufe des Morgens Onkel Walther ihnen prächtige Geschenke aus China und Indien aushändigte. Diese unvergleichlich feinen Elfenbeinarbeiten, dieser Reichthum an kostbaren Steinen in herrlichen Schmuckstücken rief ein förmliches Meer von Bewunderung hervor.

„Der gute, liebe, süße Onkel Walther!“ das wurde ein geflügeltes Wort, welches in den verschiedensten Tonarten von den Lippen der beiden jungen Damen flog, wozu der Lieutenant, einiger Heiserkeit wegen, den Baß brummte.

Walther ließ die Wogen der Beredtsamkeit gelassen über sich hinstürmen, er schenkte seine Hauptaufmerksamkeit Frau von Ronau. Ihr hatte er gleichfalls werthvolle Geschenke mitgebracht und während sie still entzückt dieselben bewunderte, erzählte er ihr von den fremden Landen, wo er die Schätze gehoben und von der ehrlichen Arbeit und Mühe, die es ihn gekostet, bis er zu jenen gelangt war. Mit ihr schien er gern heiter und zwanglos zu schwatzen, wie mit einem schwachen, lieben Kinde, dessen Ideen und Begriffen man Rechnung trägt.

Felicie hatte es wieder zu ermöglichen gewußt, sich möglichst schnell dem Familienkreis zu entziehen. Selbstverständlich hatte Onkel Krösus ihr kein Geschenk mitgebracht. Unter welchem Namen hätte er ihr — der Fremden — auch ein solches anbieten sollen. Dennoch würde, da sie nun doch einmal in der Familie mitzählte, eine kleine interessante Novität, deren der Weitgewanderte seinen Nichten so viele bot, nur eine höfliche Zuvorkommenheit ihr gegen-

über gewesen sein. Solche Zuvorkommenheit blieb indeß aus, überhaupt hatte Walther erst, nachdem sie das Zimmer verlassen, die Geschenke zum Vorschein gebracht, und nur Lydias laute, lärmende Lebhaftigkeit hatte sie wieder herbei genöthigt damit auch sie den Tribut der Bewunderung all den mitgebrachten Schätzen zolle. Sie gab denselben aufrichtig und einfach. Ebenso zwanglos und gelassen knüpfte Walther an irgend eine ihrer Bemerkungen an, um Interessantes zu erzählen. Dabei aber sprach er, wie schon erwähnt, meist zu seiner Schwägerin — Felicie gegenüber trat er nicht mehr aus seiner höflichen Zurückhaltung heraus. Es gab Augenblicke, wo diese sich darüber ärgerte, dabei jedoch ganz ahnungslos blieb, wie kühl, unnahbar und abweisend ihr eigenes Benehmen war.

Onkel Walther war sehr rasch heimisch in dem Ronau'schen Hause. Das heißt: er that genau das, was er wollte, und das ganze Haus richtete sich — wenngleich uneingestanden — nach ihm. Er mußte

das nicht merken. Für sich war und blieb er un=gemein anspruchslos, und daß man ihn zum Mit=telpunkt des ganzen Haushaltes machte, dazu trug er selbst gewiß nichts bei. Rücksichtsvoll und ge=fällig gegen Jeden, ging er doch seinen eigenen Weg; aber so, daß er Niemanden in seinen Gewohn=heiten störte oder beeinträchtigte.

Das tagtägliche Leben nahm denn auch dabei, einige kleine Nüancen abgerechnet, bald wieder seine alte Färbung an. Die beiden Mädchen mußten doch möglichst bald ihren gewonnenen Schmuck zur Schau tragen. Deßhalb ging es wieder flott in das gesellige Leben und Treiben hinein, obschon mit einigem Kummer darüber, daß Walther, der stattliche, interessante Mann, mit dem sich gar fa=mos hätte brilliren lassen, so selten mit von der Partie war. Es war eben ein Sonderling. Die schönen reichen Gesellschaften in den nobelsten besten Familien übten keine Anziehung auf ihn. Er lachte meist zu den Ueberredungsversuchen der

Damen und nur zuweilen gab er ihnen aus Gefälligkeit nach. Er liebte eine einfache, gemüthliche Häuslichkeit und sprach dies auch aus. Man verstand ihn darin wenig. Er zimmerte sich indeß schon sein Leben zurecht. Müßig ging er nie. Früh war er auf und hatte meist schon eine erfrischende Morgenpromenade gemacht, ehe die Anderen nur aus dem Nest schlüpften. Beschäftigung mangelte ihm nicht, er war eben eine entschieden thätige Natur; selbst jetzt in seiner Mußezeit füllten geschäftliche Beziehungen, alte erneute Freundschaftsverbindungen, Correspondenz und Lektüre vollauf seinen Tag aus. Am Abend liebte er ein trauliches Stündchen — nicht gesellige Festlichkeiten in dem Genre des Ronau'schen Geschmacks. Dafür fehlte ihm aller Sinn, selbst wenn die hochklingendsten Namen jenen Freuden Glanz verliehen. Aus Rücksicht für ihn beschränkten sich die Ronau's selbst allgemach auf einen kleinern Kreis, man blieb häufiger daheim und bat nur dorthin intimere

Bekannten, um so dem geehrten Gast die Abende angenehm zu machen.

Darein fügte Walther sich mit munterer Liebenswürdigkeit und trug seinerseits nicht wenig bei, die Unterhaltung anziehend zu beleben. Er hatte viel gesehen und erlebt, die halbe Welt durchwandert, sich in Indien, dem Lande märchenhafter Pracht, heimisch gemacht und in eine Welt geschaut, von deren Dasein bislang nur sagenhafte Berichte an das Ohr der meisten seiner Zuhörer gedrungen waren. Von dem Allem verstand er zu erzählen mit Talent — einfach und interessant zugleich. Selbst Felicie konnte dem Zauber seiner Rede nicht widerstehen: Sprach er, dann vergaß sie ihre kühle Zurückhaltung, ihre Augen leuchteten und sie folgte gespannt einem jeden seiner Worte. Mehr noch, diese kleinen Gesellschaften wurden ihr erwünscht. Daß man sie da zuzog, verstand sich von selbst, wenngleich man, obschon das Trauerjahr vorüber war, noch nie daran gedacht, sie dem weitern Be-

kanntenkreis vorzustellen. Felicie verlor kein Wort darüber, nahm dagegen ihren Platz in diesen kleinen Gesellschaften selbstverständlich ein, ja sie freute sich bald auf diese, ohne sich selbst einzugestehen, daß dem Vergnügen der Hauptreiz einzig gegeben wurde durch die Gegenwart des Mannes, über den sie bald den Stab brach und der ihr gleich darauf wieder unendlich anziehend erschien.

Alle fanden das letztere, besonders Constanze, deren sonstige kurze, unfreundliche Manier sich in ein aufgewecktes, heiteres Benehmen umwandelte. Sie kam offenbar mit Walther — wie die erwachsenen Kinder des Hauses den jungen Onkel bald kurzweg nannten — vortrefflich aus; auch sie hatte bei ihm einen Stein im Brett.

Ob nun seine Ansichten, seine freimüthige Art und Weise ihr wirklich zusagten und ein gewisses sympathisches Gefühl in ihr erweckten, oder ob sie lediglich geschickt und fein sich jenen Ansichten anzupassen verstand, muß dahin gestellt bleiben, soviel

war nur sicher, daß das junge, eigenwillige Mädchen unter dem Einfluß, den jene stärkere überlegene Natur auf es ausübte, zu seinem Vortheil gewann. Die junge Dame zeigte sich wirklich darauf bedacht, Walthers Wünschen zu entsprechen und ihm gegenüber die achtsame Hauswirthin zu machen, während Lydia's Aufmerksamkeit darin bestand, den Gast zu umschmeicheln, laut für ihn zu schwärmen, ihn höchst interessant und originell zu finden, hinterher aber das Näschen zu rümpfen und im Stillen zuzugeben, daß der interessante Walther aller Cultur entbehre. In dieser Ansicht wurde sie noch mehr bestärkt durch die unangenehme Erfahrung, daß Walther nicht allein ein interessanter Sonderling, sondern auch ein enfant terrible sein könne. Niemals wurde ihr dies zu ihrem Schrecken klarer, als an einem jener Abende, wo sich ein kleiner, auserlesener Kreis um den Theetisch Frau von Ronau's versammelt hatte. Als fremde Gäste mischten sich nur einige junge Herren, Freunde Oskars und lebhafte Verehrer

der schönen Lydia, zwischen die Familienglieder, welche alle daheim waren; denn selbst Oskar fand es practisch, vor dem reichen Onkel mit etwas häuslichem Sinn zu brilliren. Er war höchst aufgeweckter Laune, seine Freunde nicht minder, so daß die ganze Unterhaltung eine lebhaft angeregte war. Man debattirte über dies und jenes, bis zuletzt das Gespräch wieder anlangte bei seinem Ausgangspunkte: Walthers Reisen. Victor lenkte dabei in aller Harmlosigkeit seine Fragen auf ein gefährliches Terrain, indem er zu wissen wünschte, wie Onkel Walthers erste Seereise — damals, da er als Knabe die Heimath verlassen, um in dem wildfremden San Franzisko zu landen — verlaufen sei?

Der Gefragte nickte ihm freundlich zu. „Na, mein Junge, das ging eben so lustig nicht, wie Du zu denken scheinst. Es gab dazumal bittere, schwere Tage. Der arme Schiffsjunge trug schwer daran. Als solchen hatte ich mich dem Kapitain eines Kauffahrteischiffes zu Amsterdam angeboten. Meine

Wanderluſt hatte mich dorthin getrieben und trieb mich weiter. So kam ich zu der Fahrt nach San Franzisko. Ich hatte für die Ueberfahrt redlich Dienſte geleiſtet und gearbeitet, wie ich mir daheim nimmer geträumt. In dem goldenen Amerika ſollte es indeß noch beſſer kommen. Arbeit, harte Arbeit, galt da die Looſung, wenn ich nicht elend verkommen und verbummeln ſollte, wie ſo viele jener Illuſions=reichen, die wähnen, drüben in Amerika brauchten ſie nur die Hände zu öffnen, damit das Gold hinein=regne. Schöne Illuſion! Der Goldregen blieb ſchönſtens aus und nur um das tägliche Brod zu haben, hieß es ſchon Hände und Füße ordentlich rühren. Ich thats gern, war munter und guter Dinge dabei — zwei, drei lange Jahre hindurch, die ich theils als Laufburſche, als Zeitungsträger und Ladendiener verbrachte, bis ich mich zum Comp=toiriſten aufſchwang. Ein franzöſiſcher Handels=herr nahm ſich meiner an, und nun begann erſt für mich eine minder ſchwere Zeit. Der Boden unter

meinen Füßen war mehr geebnet, der Weg, den ich vor mir sah — klarer, es galt nur muthig ausdauernd ihn zu verfolgen."

Walther absorbirte die Erinnerung an jene vergangenen Tage derart, daß er gar nicht merkte, wie unbehaglich es darüber seiner Umgebung wurde. Alle, Victor ausgenommen, waren mehr oder minder verlegen, und Lydia bereits über „den Schiffsjungen" einer Ohnmacht nahe. An dem Laufburschen und Ladendiener glaubte sie geradezu ersticken zu müssen. Wie konnte nur Walther solch schreckliche Dinge aus seiner Jugendzeit vor den zarten Ohren ihrer hochgeborenen Gäste auskramen! Es war nicht anders denkbar, als daß er thörichten Scherz trieb. Diese Meinung hauchte sie auch unter hohem Erröthen aus: „Walther, Walther, was Du uns für Scherze auftischest. Mache Andern Deine Märchen vom Schiffsjungen und Laufburschen glauben. Gütiger Himmel, Du — feiner Eltern verwöhntes Kind, würdest einen netten Laufburschen abgegeben haben!"

„Den gab ich in der That ab!“ bestätigte Walther lächelnd in ihr schönes, vor Scham und Aerger geröthetes Gesicht blickend. „Ich war ein ganz nettes, gewandtes Bürschchen, voll guten Willens zu arbeiten, wo es etwas zu arbeiten gab. Darum kam ich voran. Man nahm gern meine Dienste in Anspruch; besonders jenem französischen Handelsherrn, den ich vorhin schon erwähnt, gefiel ich.

Er nahm mich zu sich und half mir die Bahn erklimmen, die in meinem spätern Leben zu einer höchst interessanten wurde. Die ersten Schritte darauf waren aber voll Kampf, Müh' und Arbeit. Ich denke indeß gern daran zurück, bin sogar stolz auf jene Zeit, in der mich alleinstehenden Knaben auf fremdem Gebiet die Arbeit meiner Hände über Wasser hielt. Gewiß, es war oft ungewohnte, mühevolle, selbst rauhe — aber immer ehrliche Arbeit. Ehrliche Arbeit aber schändet nie, und ich schätze sie unter jeder Gestalt bei weitem höher, als sich vornehm von Andern unterhalten zu lassen. Das war von jeher mein Wahlspruch.

Ich habe mich gut dabei gestanden. Jene ersten, demüthigen, alle Energie fordernden Arbeiten sind mir die Quelle geworden nicht nur zu späteren Erfolgen, sondern zu einem, wie ich hoffen darf, nützlichen Leben. Wie sollte ich mich da nicht gern jener bescheidenen, klaren Quelle erinnern, an der ich Verständniß schöpfte für ein Wort Wilhelm von Humboldt's: „Gewiß ist es fast wichtiger, wie der Mensch das Schicksal nimmt, als wie es ist.“ Nach meinem thörichten Knabenstreich, eigenwillig in die Welt zu laufen, konnte ich doch wohl nichts Besseres thun, als den Beweis liefern, daß selbst aus einem thörichten, wilden Knaben noch Etwas werden kann. So ist sie recht erinnerungsreich, jene arbeits- und mühevolle Zeit in San Franzisko, der Königin des stillen Oceans, von der ich nach etwa sechsjährigem Aufenthalte durch das goldene Thor schied, um im Auftrage meines Prinzipals Geschäfte in Kalkutta zu besorgen, woselbst sich alsbald in der Handelswelt ein weites Feld für meine Thätigkeit eröffnete.“

„Indien muß factisch das wunderbarste Land der Erde sein!“ warf jetzt hastig statt der ärgerlich verstummten Lydia Oskar ein, nur allzu begierig das Gespräch nun auf ein Terrain zu lenken, wo Walther, der hochgeschätzte Handelsherr, die Größe seines gewonnenen Reichthums und Ansehens auf die natürlichste Weise in bester Beleuchtung zeigen könne. Die Hoffnung aber schlug gründlich fehl. Walther sprach, nachdem er Victors directer Frage genug gethan, von sich gar nichts mehr und eben so wenig von seinen errungenen Erfolgen und Schätzen.

Er spielte vielmehr das Gespräch auf's Allgemeine über Indien und beantwortete interessant die verschiedenen Fragen über die Eigenthümlichkeiten jenes Landes. Er erzählte von dessen wunderbarer Flora, die alle europäischen Begriffe überbiete in ihrer Mannigfaltigkeit und Pracht. Dafür berge sie aber auch gefährliche Giftpflanzen unter sich, wie denn überhaupt inmitten einer überaus üppigen, groß-

artigen Vegetation zwischen Palmen und unter dem Schatten des bar (Lebensbaum) dem Menschen Tod und Verderben auflauere in verschiedenster Gestalt. Wohl eine der gefährlichsten davon sei die unscheinbare der kleinen, unter Mimosen, Lianen und den Scharlachblüthen der Flammentulpen schlummernden „Manilla“, denn von dieser gelte: One cup to dead already! (Ein Biß hat schon den Tod zur Folge.)

Entsetzensausrufungen der Damen veranlaßten den Erzähler munter beizufügen: Die wunderbare indische Flora lasse sich jedoch auch gefahrlos bewundern in dem botanischen Garten Kalkuttas, dem größten und schönsten der ganzen Welt.

Durch diese Bemerkung in Kalkutta, dem indischen London, angekommen, verlangte man eifrig von diesem zu hören. Walther berichtete bereitwillig von allem — von der Esplanade, dem Corso Kalkuttas, der das starke Fort William von der Stadt und zwar von ihrem schönsten Theile, der

Stadt der Paläste, scheidet; ferner sprach er lebhaft von dem bunten Leben und Treiben auf dem Quai des mit unzähligen Schiffen bedeckten „Hugly“, wo das wirreste und interessanteste Gewühl von Farben und Nationen sich kreuze. Auch vergaß er nicht des reichsten und schönsten Stadtviertels „Dschurnighi“ mit seinen prächtigen Landhäusern und Gärten der feinen Welt. In jähem Contrast lenkte er die Erzählung aus der weißen in die schwarze Stadt — der Palta, jenem armen Viertel von Lehm- und Bambushütten, in welchem die Eingeborenen residiren. Von letzteren gab es mancherlei zu erzählen, von ihrem Kastenwesen, den elenden Parias und den großen Rajahs, von ihrem reichen Pomp und ihrer tiefen Armuth, von ihren Sitten und Gebräuchen, selbst von ihrer Vorliebe für den „Karry“, einer eigenthümlichen Speise, zu deren Bereitung — wie Walther lächelnd den Damen versicherte — nicht weniger als zweiundvierzig Ingredienzen gehörten. Von solch' materiellen Dingen

kam der Erzähler zu der Geistes- und Phantasie-richtung der Indier und weiter auf deren allein in Kalkutta befindlichen 167 Götzentempel, von diesen auf die Mythologie mit Brahma, dem Schöpfer Himmels und der Erde, Wishnu, dem Erhalter der Schöpfung und Sivo, dem Zerstörer der er-schaffenen Dinge. Von der Mythologie blieb nur ein Schritt zur indischen Poesie, von deren bilder-reichen Sprache Walther selbst eine Probe gab in den Bruchstücken eines indischen Liedes:

„Der Gott Wishnu ist Fleisch geworden in dem Körper eines Menschen, um den tausendarmigen Riesen Cartafuciriagunem zu tödten.

Der Gott Wishnu bewohnt das Milchmeer, ruhend auf einer fünfköpfigen Schlange.

Der Gott der Christen trägt ein Trauerge-wand; er kommt um den Menschen zu richten, der tausend Schlangen in seinem Herzen hat.

Aber er muß den Geist des Bösen besiegen; und siehe da, der Geist des Bösen kommt heran mit

einem Gefolge von tausend goldgepanzerten Dämonen.

Und durch Stolz wird der Geist den Menschen versuchen.

Welche Kreatur wird der Stolz nicht zum Straucheln bringen auf dem Lebenspfade, der da voller Schlingen ist, welche versteckt sind unter dem Rubinenkelche des Kaktus.

Mensch, fliehe den Geist, der Dich auf den Bergesgipfel entführen und Deinen Füßen zur Unterlage die blutigen Häupter Deiner Brüder geben will.

Die Blüthe des Lotus ist von Hand zu Hand gegangen, vom Lande der Diamanten bis zum schäumenden Meere.

Gott der Christen kehre in Dein Land zurück.

Gelobt sei Wishnu und Iswara; könnte ich sie schauen von Angesicht zu Angesicht tausendmal tausend Jahre lang!“

Unter all' diesem Geplauder, über die verschie-

denen Themata vergaß sich bei der kleinen Gesellschaft bald der zuerst empfangene unliebsame Eindruck, und selbst Lydia erholte sich von ihrer innern Entrüstung über den uncultivirten, rücksichtslosen Menschen.

Nur eine vergaß nicht so leicht, was sie gehört. Den Kopf etwas auf ihre feine Handarbeit niedergebeugt, saß sie da mit heißen Wangen. Es war Felicitas. Auch sie hatte sich innerlich geärgert. Nicht, als ob sie jenes Gefühl nicht hätte verstehen können, welches Walther einfach und natürlich seiner Armuth und Arbeit hatte gedenken lassen — nein, sie begriff recht gut, wie eine gerade, ehrliche Natur solche Zeit niemals verleugnen werde, und sie konnte Walther selbst die Genugthuung nachfühlen, die er darin fand — das, was er geworden, durch eigenen Fleiß, Arbeit und Mühe geworden zu sein. Dies alles begriff sie nicht nur, es erweckte in ihr sogar eine ganz entschiedene Hochachtung für den Mann, dessen Rede sie nichtsdestoweniger gar bitter ver-

wundete. Sie hatte in dieser einen Stachel für ihren Stolz gefunden. Es war sonderbar — obgleich Walther fast nie das Wort an sie richtete, überhaupt kaum ihre Gegenwart zu bemerken schien, blieb ihr stets das Gefühl, als wenn er vor Allen für sie rede. Sein Hinweis darauf: daß ehrliche Arbeit in jeder Gestalt höher zu schätzen sei als bequeme Abhängigkeit, nahm sie als einen indirecten Vorwurf für sich. Gönnte dieser Mann, dem in seiner Jugend kein Plätzchen im Hause des Bruders geworden, ihr, der Fremden, ein solches nicht? Geringschätzte er sie, die, jung und kräftig, lieber im vornehmen Nichtsthun den Verwandten zur Last fiel, als sich vermittels ihrer Talente und der genossenen Bildung eine selbstständige Stellung zu verschaffen? Felicie biß sich bei dieser Erwägung auf die bleichen Lippen, um äußerlich gleichgültig und ruhig zu erscheinen. Sie hob dabei die Augen nicht von der Arbeit. Hätte sie es gethan, dann würde sie zuweilen einem solch freundlichen Blicke

Walthers begegnet sein, der ihr deutlich genug gesagt haben würde, wie gründlich sie in der Annahme irre, daß dieser Mann von ihr, dem zarten Mädchen, erwarte, was er von sich selbst gefordert: den kühnen Kampf um Selbstständigkeit.

Der Durst nach einer solchen war indeß auch in ihrer Seele lebendig und obgleich sie demjenigen, der ihr ihre drückende Lage fühlbarer denn je zum Bewußtsein gebracht, zürnte, bedauerte sie doch innerlich das Harry gegebene Versprechen: geduldig in ihrer Abhängigkeit von den Verwandten zu beharren, bis er sie in's eigene Haus heimführen werde. Sie wollte dem Verlobten ihr Wort halten, aber dennoch fleißiger denn je ihr stilles Studium fortsetzen, welches ihr ein so liebes Hülfsmittel in trüben Stunden geworden war. Daß sie von selbst längst schon ihre Zuflucht dazu genommen, bot ihr bereits jetzt einen Trost, hatte sie doch dadurch gearbeitet, so viel sie es in ihrer Weise thun konnte. Unter dieser Erwägung hob sich bald wieder stolz

ihr schöner Kopf und mit der ihr zur Gewohnheit gewordenen Gelassenheit verfolgte sie den weitern Verlauf der Unterhaltung, als sei die Ruhe in ihrem Innern auch nicht eine Secunde gestört gewesen.

Siebentes Kapitel.

Sympathie.

Wenig Worte sprachen wir,
Doch Du hast mich viel gelehret,
Denn ein Schweigen ist in Dir,
Das man mit der Seele höret.
Clemens Brentano.

Wenige Tage nach jenem Vorgange schritt Felicie, die sich gewöhnt hatte, zeitig aufzustehen, um die ersten, wie die letzten Stunden des Tages für sich zu haben, in Gedanken versunken durch den schönen Spätherbstmorgen dem Ronau'schen Hause zu.

Sie war in der Kirche, in der heiligen Messe gewesen, wie sie es gern und häufig zu thun pflegte, seit ihre ganze Lebensauffassung eine ernstere geworden.

Zunächst hatte bei ihrer Sinneswandlung das Gefühl der Heimathlosigkeit sie dorthin gezogen, wo wir alle heimathberechtigt sind — in die mütterlichen Arme der Kirche. Diese aber, zu der sie in ihrer Verlassenheit zunächst nur um Schutz gegen die innere Aufregung zu suchen, geflüchtet war, sie hatte sich ihr allmählich in ihrer ganzen Schönheit, ihrem vollen Trostesreichthum geoffenbart.

Felicie blieb dabei nicht auf halbem Wege stehen; es genügte ihr in Zukunft nicht, die tiefe, eingreifende Bedeutung der Glaubenswahrheiten für das Leben zu ahnen, es wurde für sie selbstverständlich, auch nach diesem Glauben zu leben und die Hülfsmittel nach Kräften zu benutzen, welche derselbe bot. Ihrem klaren, lebendigen Geiste, ihrem unverderbten Herzen war diese logische Folgerung natürlich, und ihr thatkräftiger Wille scheute nicht davor zurück, ihre Denk- und Handlungsweise möglichst miteinander in Einklang zu bringen.

Daß sie mit diesem Streben in dem Familien-

kreis ihrer Verwandten fast völlig vereinsamt stand, übte keinen Einfluß auf sie — andernfalls hätte sie sich ja in ihrer Seele vor dem Knaben Victor schämen müssen, der unbeirrt und fröhlich trotz aller Gegeneinflüsse es verstand, sich sorgsam das Gut zu wahren, das er von Früh auf sich zu eigen gemacht. Was er konnte — das konnte auch sie.

Sie hatte sich gut bei diesem Gedanken-raisonnement befunden. Mit ihm war wieder etwas von der frischen, ihr bei Victor von Anfang an so sympathischen Heiterkeit über sie selbst gekommen. Dies war ihr Glück. Dadurch blieb sie davor bewahrt, sich mit jugendlichem Ungestüm zu verlieren in Sentimentalität oder überwallende Bitterkeit wegen des jähen Geschickswechsels in ihrem jungen Leben. So suchte sie einfach, dasselbe in den engen Grenzen, die ihr einmal gezogen waren, auf die beste Art aufzufassen und zu nehmen. Mochten dann auch zuweilen noch die eigenwilligen Gedanken zurückschwärmen in eine glückverwöhnte Vergangen-

heit oder hinaus in eine schön ausgeschmückte Zukunft — ihre Hauptaufmerksamkeit galt doch dem kleinen Kreis der Pflichten, den das starkmüthige Mädchen verstanden in der Gegenwart für sich herauszufinden. Was diese von ihr verlangten, dabei verweilten eben ihre Gedanken, während sie die Stufen des Kirchenportals leichtfüßig herabschritt und die bereits erwähnte Richtung einschlug. Zu ihrem Erstaunen schloß sich ihr mit freundlichem Gruße ein Begleiter an. Bei dem Tone seiner Stimme blickte sie verwundert auf; durfte sie ihren Augen trauen? Walther Ronau — hatte gleich ihr an einem Wochentage der heiligen Messe beigewohnt und wünschte nun, sie heimwärts zu begleiten! Letzteres war zwar ziemlich natürlich, da der gleiche Weg vor ihnen lag — dennoch befremdete es sie. Zwischen ihr und dem fremden Gast erhielt sich doch bislang stets das kühle Ceremoniell, mit dem ihre Bekanntschaft begonnen; kaum ein directes Wort hatten sie mehr untereinander gewechselt seit jenem Morgen,

da er sich selbst als „Walther Ronau“ vorgestellt. Seitdem hatte im Stillen sein ganzes Sein und Wesen sie schon wahrhaft geärgert und doch ihr imponirt, nie sie aber mehr überrascht wie heute, da sie den so oft für unerträglich stolz gehaltenen Mann schlicht und andächtig vor dem Altar hatte knieen und beten sehen. Den Beter hatte sie gesehen, ihn aber nicht erkannt; erst jetzt, als sie Ronau vor sich sah, ward sie es inne, daß er derselbe gewesen. Rasch sprach sie das in ihren Worten aus: „Ah! Herr Ronau — Sie waren in der Kirche!“ Er blickte sie freundlich an. „Jawohl, Fräulein Felicie — ich bin Katholik.“

Er sagte dies so einfach, als erkläre dies seinen Besuch der hl. Messe an Wochentagen ausreichend. Und doch — waren sein Bruder, dessen Frau und Kinder nicht alle Katholiken! Ihnen, Victor ausgenommen, würde es aber — gleich viel tausend Anderen, die jenen Namen tragen — niemals eingefallen sein, nur das geringste mehr zu thun wie die

ſtreng gebotene Pflicht. Der Hausherr kam dieſer nach, des Sonntags in der Frühe; ſeine Gattin und Töchter erfüllten ſie kaum; ſie fuhren nur ihre neueſten Toiletten in die Elfuhrmeſſe und hatten damit ihrem religiöſen Gefühl für die ganze Woche genügt. Des Hauſes älteſter Sohn vertrug ſchon ſeit langer Zeit gar keine Kirchenluft mehr, höchſtens dann, wenn er, den Kneifer im Auge in der offenen Kirchenthür Poſto faſſen konnte, um nicht fromme, aber kokette Beterinnen zu begaffen.

Das alles wußte Walther längſt, er war von Anfang an ein achtſamer Beobachter geweſen, und Felicie ahnte nicht, wie viel Aufmerkſamkeit er ihr dabei gewidmet. Das ſchöne, ſtolze Mädchen hatte vom erſten Momente an ſein Intereſſe erweckt — wie etwa ein intereſſantes Räthſel. Nichts hatte ihm mehr gefallen, als das edle Streben ihres jungen Geiſtes, der ſich den ihn beengenden Verhältniſſen wohl anzupaſſen mühte, ſich aber nicht unter ſie beugte und bei aller Gefügigkeit in unter-

geordneten Dingen, sich in der Hauptsache eine edle Unabhängigkeit zu wahren verstand, an der ebenso= wohl der feine Spott, wie das verlockende Beispiel der Andern abprallte. Er hatte sie schon öfter in der Kirche gesehen und aus ihren reinen Zügen den Born erkannt, wo sie ihre innere Kraft stählte. Selber unbeachtet, hatte er sie beobachtet und glaubte nun trotz der gelegentlichen Kälte in den schönen, tiefen Augen in ihrer Seele zu lesen. Er wußte, daß sie sein einfaches Wort: ich bin katholisch — recht verstehen werde. Und in der That, sie ver= stand ihn. Ging eine plötzliche Wandlung in ihr vor, oder berührte der klangvolle, weiche Ton, mit dem er statt seinem ceremoniösen „Baroneſſe“ Fräu= lein Felicie sagte, sie sympathisch? Wie sie jetzt in sein männlich offenes Antlitz blickte, da wußte und fühlte sie es, daß dieser Mann das, was er war, nur ganz sein konnte. Alles, was sie früher schroff, hochmüthig an ihm gefunden, sah sie nun in einem andern Licht. Die eigenen Fehler hatte sie an ihm

getadelt. Hochmüthig hatte sie sich an seiner ruhigen Entschiedenheit, die freilich zuweilen von seinem Spott durchwürzt wurde, geärgert wie ein verwöhntes, prätentiöses Dämchen, welches zum erstenmale vor der Erkenntniß steht, daß da, wo es wohl der Mühe werth wäre Beachtung zu ertrotzen, seine Macht einer überlegenen Kraft begegnet.

Der bessern Erkenntniß wich ihr Stolz und ein eigenes, frohes Gefühl durchzuckte sie nun, als sie zwischen Ronau und sich eine gewisse Geistesverwandtschaft entdeckte. Auf einem Gebiet, wo sie es am wenigsten erwartet, waren sie einander begegnet. Rasch wurde ihr dies klar in dem Verlauf des Gesprächs, das sich jetzt ungezwungen zwischen ihnen entspann, während sie heimwärts schritten. Sonderbar — nachdem sich ein Anhaltspunkt gefunden, ergaben sich eine Menge anderer Themata und Fragen ganz von selbst. Dazu schien die liebe Morgensonne freundlich zwischen den entlaubten Bäumen durch auf die Beiden herab und warf lichte Strahlen auf

den vor ihnen liegenden Weg. Felicie fand denselben heute sehr kurz. Unter der angenehmen Unterhaltung verflog ihr die Zeit gar schnell. War ihr aber die Zeit verflogen, so hatte sie Andern viel zu lange gedauert. Diese Erfahrung blieb ihr nicht aus, als sie an der Seite ihres Begleiters daheim das Frühstückszimmer betrat.

Diesmal war die Familie schon ziemlich vollzählig vertreten und vom Fenster aus hatte man das Kommen der Beiden beobachtet. Oskar bemerkte es zuerst; durch eine spöttische Bemerkung rief er Lydia herbei. Auch Constanze folgte dem Rufe. Sie sah, wie lebhaft die beiden Kommenden sich unterhielten, und ihre Miene wurde unfreundlich und herb. Finster blieb auch ihr Gesicht trotz der Eintretenden freundlichem Gruß. Lydia hingegen erwiderte diesen mit dem laut lachenden Ausruf: „Alle Heiligen! Walther, gehörst Du auch zu den Frommen? Das hätte ich nimmer von Dir erwartet. Ich dachte immer: die frommen Gefühle nebst dem vielen

Kirchengehen seien einzig ein Vorrecht empfindsamer Damen — ein Mann verschmähe dergleichen!“

Walther lachte, aber in diesem Lachen prägte sich ein solch demüthigendes Mitleid mit der kleinen Schwätzerin aus, daß eben deren ganze Oberflächlichkeit dazu gehörte, um sich nicht gedemüthigt zu fühlen. Dabei sagte er: „Die Damen, beste Lydia, gehen gewiß immer vor — nur hier sehe ich nicht ein, warum Ihr Evas Töchter ein Privilegium haben solltet, Euch die Schätze unserer Kirche mehr zu Nutzen zu machen, als wir arme Söhne Adams. Ich für meine Person wenigstens beanspruche auch an Wochentagen, wenns möglich zu machen ist, das Recht und das Glück, einer heiligen Messe beizuwohnen.“

Lydia blickte ihn ordentlich betroffen an. „Wie,“ — sagte sie zögernd — „Du willst doch damit nicht sagen, daß Du wirklich solch einer frommen Uebung wegen zur Kirche gegangen bist? Das würde ich schlechterdings nicht begreifen. Mein Gott — dazu

sind wir ja nur am Sonntag verpflichtet und mit der Sonntagsmesse reiche ich wenigstens völlig aus!“

Ueber ihre erste unzarte Anspielung ging er gänzlich hinweg, dem Nachsatz dagegen begegnete er mit der ruhigen Aeußerung: „Das, liebe Lydia, beweist nun gerade nichts, als daß Du eben Deine Religion wenig kennst und gar nicht mehr weißt, was die heilige Messe ist.“

Zu diesem kleinen Wortwechsel trommelte Oskar mit den Fingern auf der Fensterscheibe einen Marsch in erhöhtem Tempo; er fand den Gesprächs-gegenstand entsetzlich langweilig und behielt seine Meinung nur aus Politik für sich. Er wollte es weder mit Lydia noch mit Walther verderben, überdies scheute er dessen ruhige Klarheit derart, daß er ihr am liebsten auswich. Es kam ihm daher ganz gelegen, zwischen Walthers letzte Aeußerung plötzlich einrufen zu können: „Wahrhaftig — da kommt auf seinem Goldfuchs Kamerad von der Beck! Dem habe ich ein Wörtchen

zu sagen!“ Und hinaus stürmte er mit Sturmeseile.

Frau v. Ronau, die schwach auf dem Divan lag, schrak durch seine Hast ordentlich zusammen. Sie war ohnehin schon völlig nervös durch ihre Angst: zwischen Lydia und Walther möchte es zu einer Scene kommen. Allein schon dieser Gedanke machte ihr das Gespräch entsetzlich peinlich, und sie versuchte, ihm eine andere Wendung zu geben.

„O Walther,“ meinte sie schüchtern, „über das Thema wirst Du mit Lydia nie einig werden. Sie hatte von jeher so wenig Sinn für religiöse Dinge, daß sie schon als Kind mich nervös machte, wenn nur davon geredet werden mußte.“ Dabei seufzte die kranke, schwächliche Frau recht wehmüthig. Constanze allein verhielt sich mäuschenstill. Stumm und ernst hatte sie das Gespräch angehört. Sie sagte kein Wort dazu, aber andern Morgens in aller Frühe überraschte sie Felicie durch die Erklärung: sie zur Kirche begleiten zu wollen. Entschloß

sie sich zu dem Opfer um Walthers willen, so blieb es ein vergebliches; denn weder an jenem, noch an den folgenden Tagen bekamen die Damen denselben in der Kirche zu sehen, noch auf dem Heimgang zum Begleiter. Trotzdem hielt Constanze aus; sie blieb Feliciens stete Gefährtin bei den frommen Gängen, und allgemach fand ihre Ausdauer Belohnung. Zuweilen fand Walther sich wieder zur selben Zeit in der Kirche ein und schloß sich den Beiden auf ihrer Morgenpromenade an. Es fehlte dann nie an munterer, angenehmer Unterhaltung, in der Walther sich stets voll heiterer Laune und liebenswürdiger Aufmerksamkeit zeigte — die letztere galt vorzüglich Constanzen.

Mittlerweile folgte eine Woche der andern. In dem Ronau'schen Familienleben ging so ziemlich alles seinen gewohnten Gang, nur die engern Abendzirkel um den Theetisch Frau v. Ronau's erhielten sich. Man zog sie noch immer größerer Geselligkeit vor. Auch Felicie fand mehr und mehr

Gefallen daran. Vielleicht war ihrer lebhaften Natur etwas Abwechslung nothwendig oder hatte die Zeit ihre stille Trauer gelindert? brach ihre frische Jugendlust sich Bahn? war gar der fremde Gast Schuld daran? Als ihr stolzer Sinn noch kühl über ihn aburtheilte — hatte er ihr schon gegen ihren Willen ein gewisses Interesse abgerungen, um wie viel näher lag solches jetzt, seit die geheime Sympathie ihrer Seelen sich geoffenbart. Felicie mußte nun manchmal selbst bei dem Gedanken lächeln, auf welchem Umwege sie zu der Erkenntniß gelangt war: daß sie und der stolze Walther über gar viele Dinge gleiche Ansichten besaßen — aber sie fühlte sich darüber zufrieden und beglückt. Ohne es zu ahnen lernte sie seine Ueberlegenheit so willig anerkennen, daß sie im Grund ihrer Seele bereits auf dem Punkte stand, um mit Goethe's „Tasso" sprechen zu können:

„Gar leicht beugt man sich einem edlen Freund,
Der überzeugt, indem er uns belehret."

Walther, seine Gegenwart war es in der That, welche ihr die kleinen Gesellschaften erwünscht machten. Um seinetwillen schlich sich auch ein leises Bedauern in ihre junge Brust, wenn ihre Cousinen sich froh zu Festen schmückten, zu welchen Walther eingewilligt hatte, die Familie zu begleiten. Unsagbar bitter empfand sie da plötzlich die Vernachlässigung, die nicht einmal den Gedanken aufkommen ließ — auch ihr, jung und hübsch, wie sie war — an jenen Freuden einer glücklichen Jugend etwas Antheil zu geben. Vor kurzem noch hatte sie jene nie vermißt, vielmehr mit einem feinen Lächeln die ihr als selbstverständlich zufallende Zurücksetzung hingenommen und sich auf die stillen Studirstunden mit Vetter Victor gefreut. Jetzt war dies anders. Selbst jene Stunden hatten nicht mehr den alten Reiz für sie — ihre Gedanken wollten in die Weite schweifen und ihr junges Herz in Verdruß überwallen. Das alles, diese Sinnesänderung kam jedoch so leise und unvermerkt über sie, daß sie sich der-

selben nur langsam bewußt ward und über deren erste Ursache noch völlig unklar blieb. Sie fühlte nur die Nothwendigkeit, gegen die tiefe Mißstimmung, die sich ihrer bemächtigt, kämpfen zu müssen. Sie that dies redlich, aber sie wurde müde darüber. Im Stillen schrieb sie daran Harry die Schuld zu. Es that ihr unendlich weh, daß sie gar nichts von ihm hörte. Sie dachte so viel an ihn, und er schien sie völlig vergessen zu haben. Direct bei der alten Elise Nachfrage nach ihm zu halten — ließ ihr Stolz nicht zu, und die indirecten Aeußerungen brachten ihr in den weitschweifigen Episteln der guten Alten niemals die Worte ein, nach denen sie so sehnlichst verlangte. Elise hatte stets so viel wichtigere, eigene Angelegenheiten zu ver=melden, daß für die des Barons Harry kein Platz blieb. Vielleicht wußte sie auch nichts von ihm. Damit mußte Felicie sich eben trösten. Nichts=destoweniger schlug ihr Herz jedesmal heftiger, wenn ein Brief, dessen Aufschrift die groben Schrift=

züge Elisens trug, in ihre Hände gelangte. So war es auch an einem der ersten December-Abende, da sie allein neben dem vereinsamten Kamine saß und ihr solch ein erwünschter Brief hereingebracht wurde. Hastig öffnete sie denselben und fand sich diesmal zu ihrem Entzücken nicht getäuscht. Da prangte in großen, fetten Lettern der Name: Harry v. Croneck, von welchem Elise schön umständlich zu erzählen wußte: der junge Herr sei von N. fortgegangen — einige sagten: auf weite Reisen, andere meinten: er sei es müde geworden, neben dem alten Vater die Gutsverwaltung zu betreiben, dieserhalb habe er eine andere Carrière gewählt, um in einer großen Stadt leben zu können; auf alle Fälle werde er nicht nach N. zurückkehren. Sehr wohlgemuth und fröhlich habe er dasselbe verlassen — was sie, Lisette, bezeugen könne; denn sie habe ihn am Bahnhof gesehen, wie er mit dem Junker von So und So abgereist sei. Er — Harry — hingegen habe sie nicht gesehen, vielleicht auch nicht mehr gekannt;

lachend und schwatzend sei er dicht an ihr vorüber=geschritten. Daß die getreue Alte sich über dies Nicht=gekanntwordensein ärgerte, las Felicie leicht genug zwischen den Zeilen, aber sie lachte fröhlich, fast übermüthig darüber. Von all dem Stadtklatsch glaubte sie nur das eine: Harry hatte es endlich erreicht, auf Reisen gehen zu können und nun kam er natürlich bald zu ihr. Nichts schien klarer als dies. Seinen versprochenen Besuch durfte sie von nun ab jeden Tag erwarten. Diese frohe Zuver=sicht belebte sie ungemein, sie weckte den schlum=mernden Frohsinn so gewaltig auf, daß er sich in ihrem ganzen Wesen durch eine liebliche Heiter=keit kund gab. Die stand ihr noch bei Weitem besser, als die übermüthige Fröhlichkeit früherer Tage und die gemessene Haltung, in der sie später sich gewöhnt hatte, ihr eigenstes „Sein" zu hüllen.

Ihrer Umgebung entging die Veränderung nicht. Diejenigen, welche ihr wohlwollten, freuten sich darüber, andere aber schrieben jene heitere

Stimmung einer andern, als der wirklichen Ursache zu. Diese Ansicht blieb nicht ohne Wirkung. „Sie ist doch eine Kokette, unsere schöne Unnahbare!“ lautete das einstimmige Urtheil Oskars und seiner beiden Schwestern. Dem entsprechend war ein Jedes von den Dreien darauf bedacht, die hübsche, liebliche Felicie schön klein zu halten, vermittelst ungezählter Nadelstiche. Selbst Constanze, obgleich sie im allgemeinen liebenswürdiger geworden und zeitweise gar etwas wie schwesterliche Annäherung an Felicie gemacht hatte, nahm ihr gegenüber jetzt meist eine vornehme Gleichgültigkeit an, in der sie zuweilen selbst ihren früheren Gerechtigkeitssinn verleugnete. Auch ihr war es nun offenbar darum zu thun: Felicie nicht zur Geltung kommen zu lassen.

Trotz ihrer gehobenen Stimmung und geistigen Elastizität fühlte diese schnell die aufs neue ihr gezollte unfreundliche Stimmung durch, sie that ihr weh. Bei weitem mehr schmerzte sie jedoch, wenngleich uneingestanden, die Entdeckung, wie fern auch

Walther sich ihr gegenüber hielt. Kein Mißtrauen lag mehr zwischen ihnen, kein stilles, stolzes Messen ihrer gegenseitigen Kraft — nein, sie schätzten einander, sie verstanden sich in unausgesprochener Sympathie, und doch blieben sie einander so fern, als ob ein Meer sie trennte. Das Meer formeller Rücksichten — war es das? Oder irrte Felicie überhaupt in der Annahme, zwischen Walther und ihr walte ein geheimes „Sichverstehen". Jedenfalls ertappte sie sich mehr als einmal darauf, daß sich ihre Gedanken viel zu sehr mit dem Fremden beschäftigten. Was ging er sie denn eigentlich an? Was konnte sie für ihn sein? — Eine angenehme Bekanntschaft, mit der man sich gern einmal im geselligen Leben unterhalten und die man schnell wieder vergißt.

Und doch, wie oft Felicie sich dies auch selbst sagte und das Gesagte durch sein freundliches, aber zurückhaltendes Benehmen gerechtfertigt wähnte, so gab es dennoch Augenblicke genug, wo sie wußte

und fühlte, daß er sie beobachtete und daß sein geistvolles Auge mit einem sonderbaren Ausdruck auf ihr ruhe. „Sein Gerechtigkeitssinn empört sich gegen die Zurücksetzung, die man mir hier auf die achtloseste Weise von der Welt zudiktirt," dachte sie für sich, sobald sie unverkennbare Mißbilligung in seinem Antlitz bemerkte, wenn sie, trotz der abgelaufenen Trauerzeit, immer wieder und wieder von den Freuden ausgeschlossen blieb, an denen Lydia und Constanze ihr übervolles Maaß beanspruchten.

Constanze war ihm offenbar die liebste seiner Nichten und ihr zum Gefallen that er mancherlei. Lydia begegnete er meist mit etwas wie mitleidigem Spotte, Constanze mit Herzlichkeit. Ihre herbere, aber offene Art sich zu geben, sagte ihm mehr zu. Er plauderte und schwatzte gern mit ihr, tadelte sie aber auch ungescheut. Sie ließ es sich von ihm gefallen. Nie zeigte sich ihr Charakter vortheilhafter als Walther gegenüber; unter seinem Einfluß traten gleichsam alle ihre Vorzüge hervor und ihre unangenehmen

Eigenschaften in Schatten. Sie lernte ihre Launen im Zaume halten und verstand es sogar, sich zu beherrschen, als eines Tages, da man viel über ein rasch veranstaltetes Eisfest debattirte, Walther plötzlich ganz unbefangen fragte: Ob Fräulein Felicie denn niemals mit von der Partie sei? Ob sie alle Theilnahme auch an diesen Freuden der Jugend verschmähe?

Felicie selbst war im ersten Moment über die unerwartet an sie gerichtete Frage einigermaßen betroffen. Still, aber mit kaum zu bewältigender innerer Bitterkeit hörte sie bereits die ganze Zeit hindurch ihre Cousinen das bevorstehende Zauberfest beschwatzen, während in ihrem jungen, lebhaften Sinn unwiderstehlich das Verlangen sich regte, auch einmal wieder ein Vergnügen zu kosten, dem sie einst mit toller Lust gehuldigt.

Mit welcher Wonne war Felicie vor Zeiten über die schmale Eisbahn geglitten, welche der Stadtgraben des kleinen heimischen Städtchens ge-

boten — wie mußte es sich erst dahinsausen lassen auf der weiten Eisfläche des Flusses, der hier unter der in diesem Jahr gar bittern Decemberkälte sich rasch in sein Eiseskleid gehüllt.

Die ganze junge Welt schwamm darüber schon seit zwei Tagen in Entzücken und konnte den Moment kaum erwarten, wo unter den Klängen fröhlicher Militärmusik und unter dem magischen Lichtschein bengalischer Beleuchtung ein brillanter Schlittschuhlauf arrangirt werden sollte. Selbstverständlich konnten die gefeierten Damen Ronau dabei nicht fehlen, infolge dessen so ziemlich die ganze Familie in Bewegung gesetzt wurde und selbst die zarte Mama freundlich gewillt war, dicht in Pelze gehüllt bis zu dem Schauplatz des bunten Treibens hinzufahren. Daß Felicie mit ihr fahren werde, diese Idee barg sie im Herzensgrund, von den Anderen dachte jedoch niemand daran, daß jene vielleicht eine Einladung erwarte. Walthers Frage erinnerte peinlich daran. Felicie indeß hatte rasch ihr Erstaunen überwunden

und beeinflußt von ihrer Mißstimmung, erwiderte sie mit feinem Spott: „Für Felicitas sind dergleichen Freuden nicht am Platz — sie sind lediglich das Vorrecht einer glücklichen Jugend.“

Walther beirrte die Antwort keinen Moment; er ignorirte den letzten Satz, indem er rasch fragte: „Also ist Ihnen Schlittschuhlaufen doch ein Vergnügen?“

„Es war mir wenigstens ein solches; ob ich es jetzt überhaupt noch kann, ist eine Frage,“ wehrte sie ab.

Aber ihre Tante, nun in Walther eines Bundesgenossen sicher, sagte hastig: „O liebes Herz, Du solltest es nur versuchen; was man einmal mit Lust betrieben, das lernt sich rasch wieder.“

„Daran zweifle ich auch kaum, liebe Tante, aber wozu soll ich die zwar angenehme, jedoch brodlose Kunst des Schlittschuhlaufens wieder betreiben? Unter meinen Verhältnissen verzichtet man am besten auf dergleichen Vergnügungen.“

Der Regierungsrath schaute bei Feliciens ruhigen Worten plötzlich auf, ein freundlich gütiger Blick streifte das junge Mädchen. Dasselbe erfreute sich schon länger seinerseits eines Wohlwollens, welches sich stets in einer gewissen Rücksicht zu äußern pflegte, wenngleich er sich um die Details in dem Familienleben wenig kümmerte. Ihr Stolz und Trotz hatte ihn freilich einst bitter geärgert, die stille Energie aber, mit der sie vernünftig und hochherzig sich ihren Verhältnissen anzupassen strebte, errang seine volle, wenn auch wortlose Anerkennung und Achtung. Heute prägte sich sogar in seinem Wesen etwas wie väterliches Wohlgefallen aus, indem er scherzend animirte: „Nun, Felicie, wer stets so fleißig und vernünftig ist, wie Du, der kann sich schon einmal ein Vergnügen gönnen, selbst wenn es in einer brodlosen Kunst besteht. Wenn ich Dir rathen darf, dann sei mit von der Partie; so ein Eisfest ist ganz amüsant und seiner Seltenheit wegen auch interessant.“

Daß nach diesen auffordernden und animirenden Worten die jüngeren Glieder der Gesellschaft sich jeder indirekten Einrede enthielten, verstand sich von selbst, während Tante Ronau, innerlich froh beglückt, weiter auf Felicie einsprach, bis sie die Frage nach ihrem Wunsche erledigt sah. Felicie ging dann auch wirklich mit. Nachdem sie einmal den Entschluß gefaßt, kümmerte es sie wenig mehr, was und wie die Anderen darüber dachten. Diese zogen denn auch bei dem herrschenden Winde es vor: bonne mine à mauvais jeu zu zeigen. Oskar schien selbst nicht abgeneigt, einmal wieder den Liebenswürdigen zu spielen; die Cousine war dazu ja immerhin hübsch genug.

Achtes Kapitel.

Suchen und Verfehlen.

Es gehen zwei Sterne am Himmel,
Du glaubst, sie wandeln auf einer Bahn,
Doch strudelt zwischen ihnen
Von Welten ein Ozean.

F. W. Weber.

Hübsch, entschieden hübsch war Felicie zweifelsohne, als sie in einfacher, aber kleidsamer Toilette, die aus der Verborgenheit ans Tageslicht beförderten Schlittschuhe am Arme, den Wagen ihrer Tante bestieg, welcher die Damen nach dem Festschauplatz hinbrachte. Dort herrschte bereits reges, buntes Treiben. Dasselbe interessirte Felicie ungemein. Die allgemeine Munterkeit wirkte ansteckend. Ihr jugendfrisches Gesichtchen leuchtete in Erwartung des bevorstehenden Vergnügens auf in kindlicher Fröh-

lichkeit. Etwas von solcher war wirklich über das stille Mädchen gekommen. Seine Jugend machte sich mit Macht geltend.

Für einen Moment war alles überstandene Leid, alle erlittene Enttäuschung vergessen, die ganze jüngste Vergangenheit versunken und die frische ungebändigte Lust früherer Tage erwacht. Felicie fühlte wieder wie einst, bei dem Anblick der schönen, glatten Eisbahn, auf der in buntem Gewoge die muntern Menschen umherkreisten und die galanten Cavaliere ihr Möglichstes thaten, um der schönen Damenwelt auf dem Eisesspiegel ebenso ihre Huldigungen darzubringen, wie auf dem glatten Parquetboden des Tanzsaales.

Tanzen und Schlittschuhlaufen, wie sehr Felicie das einst geliebt, zeigte sich jetzt. Was zwischen damals und der Gegenwart lag, versank. — Ganz wie das gefeierte, an alle Rücksichten und Aufmerksamkeiten gewöhnte Fräulein v. Elmen zu thun gepflegt, so eilte sie auch jetzt, Lydia und Constanze

wenig beachtend, hin, um sich die Schlittschuhe von dienstbeflissenen Händen anschnallen zu lassen. Heute waren dies freilich nur die des Ronau'schen Dieners, während in früherer Zeit um dies Vorrecht Cavaliere ungestüm gestritten hatten. Doch Felicie dachte in der Erregung des Momentes daran nicht. Sie war nur ungeduldig, die schmalen Eisen einmal wieder unter den Füßen zu fühlen und auf dem festgefrorenen Boden die Schuhe festzustampfen. Nun sie soweit war, vermißte sie dennoch im ersten Augenblick eine stützende Hand. Sie mochte erwartet haben, Oskar werde ihr für die ersten paar Minuten seine Hilfe anbieten, aber Oskar war bereits anderweitig engagirt. Nicht lange hatte seine Liebenswürdigkeit vorgehalten, da er die Cousine zwar hübsch, jedoch auch wieder verteufelt hoch und kühl finden mußte. Das war nicht sein Genre; seine Eitelkeit ertrug dies nicht; sie trieb ihn schnell, eine ihm besser zusagende Gesellschaft aufzusuchen.

Bald mußte er die gefunden haben; denn, einen

Stuhlschlitten mit einer schönen Insassin führend, brauste er eben an Felicie vorüber und zwar so dicht, daß sie leicht erschrak. In einem plötzlichen Gefühl der Unsicherheit wagte sie nur schüchtern die ersten Versuche in der lange nicht mehr geübten Kunst. Ihre schlanke, biegsame Gestalt schwankte leicht hin und her, als unerwartet eine bekannte Stimme sie ansprach: „Wollen Sie mich zum Begleiter acceptiren, Fräulein Felicie?“

In einem kühnen Bogen sie umkreisend, hielt Walther Ronau neben ihr, ihr fröhlich die Hand entgegenreichend. Ohne einen Moment zu zögern, ergriff sie die willkommene Stütze. Wie sie den sichern Halt fühlte, schwand alle Schüchternheit, alles Bedenken, und im nächsten Augenblicke flog sie in graziösen, leichten Biegungen die spiegelglatte Bahn entlang. Jetzt sah man, daß sie dies Vergnügen einst geliebt, denn ihre Kunstfertigkeit darin machte sich mit jeder weitern Secunde geltend. Sie fühlte sich wieder in ihrem Element und lief

brillant. Ihr Begleiter hielt ihr indeß Stand. Eines Haltes bedurfte sie längst nicht mehr, doch immer noch flogen die Beiden dahin, Hand in Hand. Sie wußten es selbst kaum, wie fest diese einander umschlangen; sie fühlten und wußten nur, daß es eine Lust, eine Wonne war, so vereint in gleicher Kunstfertigkeit die Bahn entlang zu fliegen. Und weiter, immer weiter sausten die Beiden über die spiegelglatte Fläche, unbekümmert um das tiefe Wasser, das, einzig durch eine dünne Eisschicht von ihnen getrennt, still unter ihren Füßen grollte, unbekümmert um all die Menschen auf dem Eise und am Ufer, deren neugierige Blicke fragend, staunend und bewundernd dem schönen fremden Paare folgten. Was frugen Beide danach, ob und welches Interesse sie erweckten? Sie hatten genug und übergenug an dem, was in ihrer eigenen Brust zu erwachen strebte. Feliciens schöne, tiefe Augen strahlten vor Lust, auf ihren Wangen blühte das schönste Roth. Die rasche, freie Bewegung in der

frischen Luft that ihr ungemein wohl, sie fühlte sich frei und glücklich gleich einem frohen Kinde. Und wie ein solches plauderte sie. Ihr alter, toller Uebermuth brach sich Bahn; silberhell klang ihr Lachen und Schwatzen — ihr eigenstes „Ich" kam zum Vorschein. Die Menschen umher kümmerten sie nicht; sie waren ihr ja alle fremd! War es nicht gleichfalls ein Fremder, dessen Hand sie führte? Daran dachte sie nicht, denn er sprach zu ihr und sie zu ihm, als hätten sie einander längst gekannt.

Auch Walther hatte vergessen, daß er die schöne, stolze Freiin v. Elmen führte. Mit tiefer Zärtlichkeit hing sein Blick an dem lieblichen, heimathlosen Mädchen neben ihm, welches alles hochherzig getragene Weh vergaß über dem bescheidenen Vergnügen, das es mit dem neu gewonnenen Freund kindlich freimüthig theilte. War er wirklich ihr Freund, der Freund der kühlen, hochgeborenen Dame, deren Hochmuth ihm zuerst so lächerlich

erschienen. Jetzt fand er an ihr nichts lächerlich, und sie kannte keinen Hochmuth mehr.

Sie hielt noch immer seine Hand; unwillkürlich faßte sie diese fester, da sie eben in gewandten, graziösen Schwenkungen einen weiten Bogen zogen um eine Gruppe von Damen und Cavalieren, deren Mittelpunkt Lydia und Constanze bildeten. Den Beiden fehlte es an Verehrern nicht. Lydia zog die ihren nach sich, wie der Comet seinen Schweif. Ihr lautes, neckisches Lachen klang hell durch die frische Luft; Constanze war stiller, sie ließ auf sich einsprechen, unterdeß ihre Augen den zwei gewandten Schlittschuhläufern folgten, die für heute nicht mehr gewillt schienen, sich von einander zu trennen oder irgend eine Ermüdung anzuerkennen.

Aber auch von dem Ufer aus beobachteten ein Paar Augen aufmerksam das interessante Paar. Es waren die des Regierungsraths. Er blickte indeß freundlicher als seine Tochter. Sonderbar, der ganze Mann schien gütiger, selbst seine scharfen

Züge schienen milder zu werden, sobald er des jüngern Bruders ansichtig wurde. Schon von früher Jugend an hatte er diesen geliebt, ihn aber deßungeachtet durch die ihm eigene Schroffheit und Strenge von seinem Herzen und seinem Hause vertrieben. Walther war arm, der ältere Bruder reich; dieser stand bereits in Amt und Würden, hatte ein schönes, geliebtes Weib, ein eigen Haus — jener war einsam und heimathlos. Beide aber besaßen ähnliche Charaktere, eigenen festen unbeugsamen Willen; jeder hielt unverrückt das Ziel im Auge, das er erreichen wollte. Darüber wiederholte sich die alte Geschichte von den zwei harten Köpfen. Der volle ungestüme Jugendmuth Walthers ließ sich nimmer bändigen mit Gewalt, nimmer beugen durch Zwang. Gerade dies versuchte sein Bruder, gut gemeint, aber zu schroff ausgeführt. Es kam zwischen Beiden zu Worten, die Walther nicht vergaß. Man hatte ihm seine Armuth, seine Abhängigkeit vorgehalten, um ihn zur Unterwerfung,

zur Fügsamkeit zu zwingen, und der rasche, kühne Jüngling antwortete damit, daß er mittellos, nur auf seine eigene Kraft bauend, hinaus in die weite Welt ging.

Das traf den ältern Bruder schwer, obgleich er nie darüber sprach; innerlich zieh er sich selbst der Härte, er bangte um den geliebten Knaben, er fürchtete für dessen Zukunft. Seine Furcht betrog ihn und Niemand war glücklicher darüber, als er selbst, Niemand nahm freudigern Antheil an Walthers Erfolgen, wie er, der mit innerlicher Spannung und freudigem Stolze die Bahn verfolgt hatte, auf der Walther trotz aller Kämpfe und Schwierigkeiten mit sich selbst und der Welt gerungen, bis er der edel=verständige, unabhängige Mann geworden, der er war. Als solcher kehrte er gern zu dem auch seinerseits stets geliebten Bruder heim, wo es dann Freude und Friede gab zwischen den zwei harten Köpfen. Gewiß, den Davongelaufenen endlich wieder daheim zu haben,

war der Regierungsrath nicht minder froh, als seine sanfte, schwache Gattin, welche die Erinnerung an ihres Mannes Härte und Schroffheit nie vorwurfsfrei an Walther hatte denken lassen. Nun konnten die Vorwürfe schweigen, es waltete ja statt ihrer Freude über die glückliche Wiederkehr des stets Vermißten. Eine reine, uneigennützige Freude war es bei beiden Gatten; es mischten sich keine von den Wünschen ihrer Kinder darein, von welchen fast ein jedes specielle Hoffnungen an die Liebe des Oheim Krösus knüpfte. Oskar erwartete reiche Mittel von ihm zur Deckung geheimer Schulden, Lydia verlangte Diamanten und Perlen in überschwenglicher Pracht, und Constanze — wer liest in des Menschen Herz?

All' jene Wünsche seiner Kinder lagen dem Regierungsrath fern; er war sich bewußt, selbst für diese sorgen zu können, er wünschte nur seines Bruders Glück. Und wie er denselben jetzt dahinschwärmen sah voll heiteren Glückes, in dem so recht seine noch jugendliche Schönheit hervortrat, da spielte

ein feines Lächeln um den Mund des stillen Beobachters. Unter seinen Gedanken und Beobachtungen wurde ihm die Zeit nicht lang. Zwischendurch nahmen ihn auch gelegentliche Unterhaltungen in Anspruch; denn nicht allein auf dem Eise, auch am Ufer wogte ein ziemliches Menschengedränge neugieriger Zuschauer, frierender, geduldiger Mütter, sorglicher Duennas und galanter Beschützer. Frau v. Ronau war längst nicht mehr unter dieser bunten Gesellschaft; ihre zarte Gesundheit gestattete solchen Extra-Aufwand von mütterlicher Fürsorge nicht, sie war daher auf Wunsch ihres Gatten nach Hause gefahren und hatte diesem willig die Aufgabe überlassen, seine junge Welt zeitig heim zu dirigiren. Die Zeit dazu rückte denn auch für die Betheiligten mit Windeseile heran; die Schatten der Nacht lagen schon längst über der ganzen Schnee- und Eislandschaft, selbst der magische Schein, unter welchem diese soeben in bengalischem Feuer erglühte, erlosch. Die Raketen, Feuergarben und glänzenden Leucht-

kugeln, die hoch zum Firmamente emporgestiegen, waren alle theils sprühend und leuchtend, theils verglühend und melancholisch erlöschend zur schneeigen Erde hernieder gekommen — nur die strahlenden Sterne, jene goldenen Himmelslichter, die keines Menschen Hand angezündet, sie waren an dem weiten, prächtigen Himmelsbogen geblieben, unzählbar, zahllos.

Es war ein ganz wunderbar schöner, klarer Abend; unserer kleinen Gesellschaft fiel es schwer, sich von dem Vergnügen zu trennen, das man in vollen Zügen gekostet. Doch der Regierungsrath drängte zum Aufbruch. Denselben zu beschleunigen, zog er Constanzens Arm in den seinen und rief seiner ältesten Tochter, die noch mit Oskar und ein paar Officieren debattirte, zu, den Zug zu beginnen. Walther folgte mit Felicie. Er war ihr Cavalier geblieben bis zuletzt und hatte ganz selbstverständlich ihre Schlittschuhe über seinen linken Arm gehangen, während er ihr den rechten bot.

Sie lehnte sich leicht darauf. Vielleicht war sie über der langen, ungewohnten Bewegung doch müde geworden, jedenfalls sehr still. Dabei aber leuchtete ihr Antlitz, jede Miene darin schien zu sprechen, zu erzählen, wie wohlthuend sie es empfand, einmal wieder jemanden zu haben, der ganz mit der angenehmen Sicherheit sie führte, wie vor Zeiten Die es gethan, die sie liebten. Mein Gott! wie zärtlich hatte ihr Vater sie stets geleitet, mit welch chevalereskem Stolze ihr seinen Arm geboten, selbst als sie noch ein ganz kleines Fräulein gewesen — seine niedliche Princeß.

Es mochten diese Erinnerungen sein, die Felicie stumm gemacht, nur Walther sprach, aber auch sein Ton war gedämpft, leise. Sie hörte ihm gern zu und wußte doch kaum, was er sagte; seine biegsame Stimme klang ihr wie Musik, die süße, vergangene Träume in ihr weckte, ohne sie zu einem eigentlichen Bewußtsein derselben kommen zu lassen. Sie blickte selbst dabei ihren Begleiter nicht einmal an; ihr

Auge schaute aufwärts und blieb staunend an dem herrlichen Himmelszelt mit den unzähligen Sternen haften. Sie merkte darüber nicht, daß die Musik, die in jener Stimme neben ihr lag, verhallte. Schon eine ganze Weile beobachtete Walther ungestört seine Begleiterin, deren Gedanken sich offenbar in eine andere Welt verloren.

„Woran denken Sie, Felicie?“ sagte er da plötzlich.

Sie wandte ihm lächelnd ihre Augen zu, jene lichten, seelenvollen Augen, die selber wie Sterne leuchteten. „Woran ich dachte? Nun, ich vermag nie aufzuschauen zu jenen strahlend schönen und so unendlich fernen Sternen, ohne meiner Lieben zu gedenken, die mir so fern gerückt sind, wie jene lieben Himmelslichter. Und darüber,“ — fuhr sie, rasch in einen leichtern Ton einlenkend, fort — „darüber erwachten Erinnerungen aus meiner Kinderzeit, da ich noch wähnte: die Sternlein seien die Spielkugeln der Engel. Fiel gar eine Stern=

schnuppe, dann war meine Freude groß, — ich glaubte nicht anders, als irgend ein Engel habe sein Sternlein einem geliebten Menschenkinde zugeworfen!“

Wie einfach und lieblich sie das sagte! Kein Zug in ihrem unschuldigen Antlitz erinnerte mehr an das verwöhnte, stolze Mädchen — der ganze Zauber einer kindlich reinen Seele sprach einzig daraus. Nie war sie Walther so schön erschienen.

„Ich wußte, was Sie gedacht, ehe Sie es aussprachen,“ — sagte er lächelnd. „Ich las es in Ihrem Gesicht, daß Ihre Gedanken zurück in die Kinderzeit gewandert waren. Die Sterne sind die Lieblinge der Kinder. Es waren auch die meinen; sie sind meine treuen Gefährten geblieben, wo immer ich in der Welt umhergewandert bin. Ich habe stets nach ihnen ausgeschaut, und ich wollte, Sie hätten gleich mir einmal dieselben von den Tropen aus gesehen. Auf die dortige üppige Vegetation

funkeln sie in sinnberückendem Glanze von dem tief dunkeln Himmel herab, an dem, alles überstrahlend, in unbeschreiblicher Pracht das südliche Kreuz flammt. Als ich zuerst jenen unvergeßbaren Anblick genoß, ging es mir, wie Ihnen. Ich dachte auch an meine Lieben, die mir derart fern gerückt waren, daß ich kaum mehr wußte, ob ich überhaupt solche noch besaß. Heute bin ich glücklicher. Ich möchte Ihren Kindergedanken nachträumen oder wähnen: meine kühne Knaben-Idee, die nichts Geringeres anstrebte, als sich selbst ein Sternlein vom Himmel zu holen, sei Wahrheit geworden; denn ich bin heute so selig froh, daß ich denen da oben zurufen möchte:

Dort oben Du blitzendes Sternelein,
Laß mich mit Blinzeln in Ruh'!
Ich hab' nun auf Erden mein Sternelein,
Das ist viel schöner als Du!"

Felicie zuckte innerlich leicht zusammen; vor ihrem Geist tauchte eine Erinnerung auf — unerwartet und ungerufen. Wie Walther des „südlichen

Kreuzes“ erwähnte, fiel ihr plötzlich jenes kleine Brillant=Kreuz ein, das sie Harry beim Abschied geschenkt zum Unterpfand ihrer Liebe und Treue.

Diese Gedanken=Verbindung brachte ihr Harry selbst nahe; sonderbar, sie hatte heute noch kaum seiner gedacht und nun stand er plötzlich vor ihrer Phantasie und sah sie halb fragend, vorwurfsvoll und zürnend an.

Ein tiefer, dunkler Schatten glitt über ihr eigenes Gesicht. Walther bemerkte es nicht. Ein vielsagendes, tiefes Gefühl klang durch in dem vollen melodischen Stimmenton, in dem er die Worte des kleinen Liedes leise und doch in jeder Silbe klar verständlich an sie richtete.

Noch während dieselben zu ihr herüberklangen, zog sie sachte ihren Arm aus dem seinen und hüllte sich fröstelnd in den Shawl, welchen er ihr sorgsam um die Schultern gelegt hatte.

„Es wird kühl, Herr Ronau, finden Sie nicht? mich friert.“

Als ob der kalte Nordwind bis in ihre Stimme gedrungen sei, so eisig wehten Walther ihre Worte an. Welch' eine Antwort, welche Zurückweisung lag darin auf das, was warm und unwiderstehlich aus der Fülle seines Gemüthes herausgesprochen Walther wurde es kalt und heiß vor Scham und Aerger über sich selbst. Wie hatte auch er, in seinen Jahren, der verständige, nüchterne Mann, derart abirren können in träumerisches, jugendliches Schwärmen. Die Schuld davon trug allein das liebliche Kind neben ihm; das hatte es ihm angethan, und nun — zeigte dies selbe Kind, nein, die kühle, hohe Baronesse Elmen zeigte ihm, wie thöricht er gewesen. Er durfte nicht zu ihr sprechen, wie er gethan. Nach Allem und Allem glich die schöne Felicie dennoch Lydia, auch sie mußte, wenigstens zeitweise, ihre Macht erproben, für sich gewinnen, ein kokettes Spiel treiben, dem man kühl den Rücken wandte, sobald man seiner müde war. Und er, der ruhige, vorsichtige Beobachter — er hatte sich fort-

reißen lassen durch eine Täuschung. Er nahm für Wahrheit, für natürliche Anmuth und jugendfrische Herzlichkeit, was einzig der Ausdruck von eines stolzen Weibes Laune gewesen war.

Das vergab er sich selbst schwer; tief war sein Mannesstolz verletzt. Wenn Felicie ihn hatte abstoßen wollen, so traf sie trefflich ihr Ziel. Was aber immer Walther dachte und empfand, seine ruhige, gemessene Haltung verrieth nichts davon. Der Ton, den sie angeschlagen, fand bei ihm sofort den entsprechenden Wiederhall. Gelassen beantwortete er ihre Frage, ohne ihr jedoch auf's neue seinen Arm zu bieten. Sie erwartete das auch nicht; sie fühlte dunkel, daß sie ihren freundlichen Gefährten verletzt hatte und wußte kaum selbst, warum. Es war ihr nur seltsam beklommen zu Muthe; sie hätte weinen mögen, ohne recht zu begreifen, weshalb. Hatte sie sich heute gar zu sehr gefreut, allzuviel dem ungewohnten Vergnügen hingegeben? War diese Stimmung nothwendig

die Reaction davon? Jedenfalls war unvermittelt die animirte Unterhaltung verstummt und keines der Beiden nahm sie wieder auf. Einzelne, nichtssagende und kühl gesprochene Aeußerungen fielen hie und da noch zwischen ihnen, so daß es Beiden eine Erleichterung dünkte, als nun bei der Annäherung an das Haus die kleine Gesellschaft sich enger zusammenfand und die Unterhaltung eine allgemeine wurde. Walther nahm daran Theil ganz in der angenehm belebenden Weise, die man an ihm gewohnt war, und wie Felicie ihn reden hörte so sicher und frei, da däuchte ihr allgemach Alles, was heute durch seinen klangvollen Stimmenton nach Verständniß suchend zu ihr gesprochen, wie ein verklungenes Märchen oder auch wie ein schöner Traum.

Neuntes Kapitel.

Scheiden und Meiden.

Nur den Frauen ziemt das weiche Klagen,
Und trauert Schönheit, adelt sie den Schmerz;
Die Männer wissen schweigend zu entsagen
Und drücken fest die Hand auf's wunde Herz.

Gottschall.

Seit jenem bitterkalten Decembertage, an dem das Eisfest Jung und Alt trotz Schnee und Frost mobil gemacht, waren zwei bis drei Wochen vergangen. Die Witterung war jäh umgeschlagen, dem Froste mildes Thauwetter gefolgt. Eine Wiederholung des Festes verbot sich somit von selbst. Die junge Welt tröstete sich indeß rasch darüber; denn für sie gab es nun reichlich Vergnügungen in anderer Form.

Die Wintersaison hatte begonnen — Concerte, Theater, Soiréen, Bälle wechselten in steter Reihenfolge und füllten nebst den nothwendig an solche Vergnügen sich anknüpfenden Toilettenfragen die übrige Zeit aus, welche die Damen Ronau nicht mit Ruhen auf der Causeuse, Romanlesen und Spazierenfahren verbrachten. Frau v. Ronau und ihre Töchter blieben in dieser Weise stets beschäftigt, und wenn erstere auch zuweilen darüber seufzte, so stand sie doch allzusehr unter der Macht der Gewohnheit und dem Regiment ihrer Töchter, um nicht willig ihr goldenes Joch zu tragen. Sie beugte sich unbedingt unter Lydiens Scepter, der Egoismus hieß. Soweit der Hausherr nicht in Betracht kam, beherrschte eben daß schöne, übermüthige Mädchen die ganze Häuslichkeit; selbst Constanze ergab sich ihr, wenngleich widerstrebend und gegen ihren bessern Willen. In jüngster Zeit that sie es jedoch mit einer Willfährigkeit, die ihrer angenehm belebten Gemüthsstimmung entsprach.

Offenbar war ihr Geist mit irgend einem Project beschäftigt, ihre Energie war angeregt, sie hatte sich wohl ein Ziel gesetzt, das zu gewinnen sie ihre schlummernden Fähigkeiten wecken, ihre Kräfte anspannen mußte. Dabei war sie klug genug, zu erkennen, daß sie neben Lydia niemals durch äußere Vorzüge brilliren werde, sie wollte es daher mit ihren Geistesgaben. Und da es ihr wirklich weder an schönen Talenten, noch an festem Willen, diese zur Ausführung zu bringen, gebrach, so gelang es ihr leicht, da, wo sie es wünschte, ihre Unterhaltung anziehend zu machen. Immer mehr gewann sie Walther für sich. Ihm gegenüber blieb sie allezeit gut gelaunt, gefügig, lernbegierig. Stets wußte sie Etwas zu finden, das ihr gemeinsames Interesse erregte, woraus denn allmählich die nothwendige Folge entsprang, daß Walther die meiste freie Zeit Constanze widmete. Im Allgemeinen jedoch frequentirte er weniger als zu Anfang die Ronau'sche Häuslichkeit. Sei es, daß auf die Dauer dieselbe

seinem Geschmacke doch zu wenig entsprach, sei es, daß seine Thätigkeit anderweitig in Anspruch genommen wurde, er war selten daheim und dann vorzugsweise auf seinem eigenen Zimmer. Der kleine Familien-Salon übte wenig Anziehungskraft mehr auf ihn; erschien er einmal dort, so war es eben Constanze, die ihn durch irgend eine Frage oder einen ausgesprochenen Wunsch in das Reich der Damen gelockt, für kurze Zeit. Lange hielt er nie aus. Dieserhalb sah er Felicie auch nur selten mehr. Es war ordentlich, als ob zwischen den Beiden eine stillschweigende Uebereinkunft bestände, einander möglichst aus dem Wege zu gehen. Ohne gerade dabei eine Absichtlichkeit merken zu lassen, mied factisch Einer den Andern, und wo der häusliche Verkehr sie eben zusammenführte, da herrschte zwischen ihnen jene kühle Förmlichkeit, welche ein oberflächlicher Beobachter lediglich für unter dem weiten Mantel ceremonieller Höflichkeit verborgene Gleichgiltigkeit ansieht. Herr Ronau und Freiin

v. Elmen schienen eben gar nichts mehr zu finden, noch zu suchen, was sie gegenseitig interessirte. Jedes genügte sich selbst und Keines mußte das leiseste Verlangen tragen, die Ansicht des Andern über dies und jenes zu hören, womit gerade die allgemeine Unterhaltung sich beschäftigte.

So war es gewesen an dem ersten Morgen nach dem famosen Schlittschuhlauf, so war es geblieben Tag für Tag — zu Victors stillem Aerger. In seinem knabenhaften Ungestüm konnte er es gar nicht begreifen, daß die beiden Menschenkinder, von welchen er ein jedes liebte und die, wie sein feinfühliges Verständniß ihm sagte, einander gar ähnlich waren in edlen Anlagen, schönen Eigenschaften und gutem Streben, doch gegen einander derart fremd und kühl bleiben konnten. Bei ihm wurde es daher beschlossene Sache: dies müsse anders werden! Diesem Beschlusse gemäß rühmte er Walther bei jeder Gelegenheit Feliciens Tugenden und sang bei Felicie Walthers Lob, dabei in jugend-

lichem Eifer gar nicht merkend, welche Aufmerksamkeit sich bei seinen Zuhörern unter gleichmüthiger Miene barg und wie sehr wenigstens Walther es selbst war, welcher des jungen Advokaten Eloquenz scheinbar zufällig auf das erwünschte Thema zu lenken verstand. Was Felicie sagte, was sie that, und wie sie wirkte, still und unbeachtet, in dem kleinen Kreis, den sie für ihre Thätigkeit gefunden, — das alles erfuhr Walther und er war gerecht genug, dieses stille Schaffen und Wirken zu bewundern und die edlen Vorzüge der jungen Dame anzuerkennen, obgleich dieselbe ihn gekränkt. Er bedauerte ihre Unnahbarkeit, ihren Stolz, der sie, seiner Meinung nach, in Vorurtheilen gefangen hielt. Dabei blieb er selbst aber zu stolz, zum zweiten Male da eine Annäherung zu versuchen, wo er einmal glaubte, hoch und kühl zurückgewiesen worden zu sein. Er kannte und ahnte ja den wahren Beweggrund ihrer Handlungsweise nicht, obwohl er einmal gewähnt, in

ihrer Seele gelesen zu haben. Bis in die stille Tiefe derselben war er eben doch nicht gedrungen.

Zuweilen kam ihm davon eine Ahnung und ein unsagbares Verlangen beschlich ihn: zu ergründen, wie unendlich süß es sein müsse — dies stolze schöne Mädchen sich beugen zu sehen unter der überwältigenden Macht einer edlen Hingebung und Liebe.

Von solchen Gedanken ahnte Victor freilich nichts, am wenigsten heute am Vorabend des Weihnachtsfestes, da er, den Kopf ganz von einer zu lösenden Aufgabe erfüllt, die Feder in einer Eile über das geduldige Papier gleiten ließ, als gelte es um die Wette mit dem Winde zu jagen, der draußen über Stadt und Land hinfegte. Unfreundlich, ungestüm war das Wetter, ein dünner, kalter Regen fiel leise und eindringlich zur Erde nieder und machte einen Gang hinaus in die Dunkelheit wenig verlockend. Der arbeitende Studio mochte um so eher dieser Ansicht sein, da es in seiner Stube gar behaglich aussah.

Dies war natürlich, denn Felicie sorgte dafür; sie war die gute Fee, deren Zauberstab hier stets Behaglichkeit schaffte, trotz und mitten in aller genialen Unordnung. Wenig ließ sich heute davon sehen, außer auf dem Tisch, an dem Victor arbeitete. Sonst war „die Bude" hübsch aufgeräumt, licht und warm. Klar und hell brannte die Studirlampe, und lustig summte in dem Kessel auf dem amerikanischen Ofen, durch dessen Krystallthüre die helle Flamme schimmerte, kochendes Wasser sein Lied, Victor hörte das gern; diese Musik bildete ja die Ouverture zu dem gemüthlichen Thee, den Felicie versprochen hatte, sofort nach ihrer Heimkehr für sie Beide zu brauen.

Die ganze Familie war eben einmal wieder aus, gesellige Freuden zu genießen. Keine der Damen hielt die Ungunst des Wetters zurück, sie merkten auch wenig davon in ihrer bequemen Equipage. Eine solche stand Felicie freilich nicht zur Disposition, dennoch war auch sie ausgegangen, Wind

und Wetter zum Trotz. Sie wollte heute gleichfalls ein Vergnügen haben, das einer stillen Christfreude. Dafür hatte sie seit langer Zeit still und emsig gearbeitet und so sich in den Grenzen ihrer kleinen Verhältnisse einen ganzen Reichthum von nützlichen Gaben geschaffen, um Andere zu beglücken, Andere, die noch ärmer und einsamer waren, als sie selbst. Und nun war sie gegangen, diese ihre Freunde aufzusuchen, deren Bekanntschaft sie gemacht, seit sie in dem Ronau'schen Hause lebte. Sehr leicht war sie dazu gekommen, denn wer nur sehen will, der findet Hilfsbedürftige überall, und wer den Sinn für fremde Noth in sich zu wecken und recht zu leiten weiß, dem mangelt nie ein würdiger Gegenstand für seine Sorgfalt. Eigenes Leid hatte Felicie theilnehmend für das Anderer gemacht und den Wunsch, fremde Noth zu lindern, bei ihr rasch zu schöner Blüthe entfaltet. Das konnte Jeder erkennen, der sie jetzt sah, wie sie, in einen weiten Mantel gehüllt, leichten Schrittes mit ihrem von Schätzen

gefüllten Korbe durch das Dunkel des Abends hin zu der Dachkammer eines Nebenhauses eilte. Regen und Wind beachtete sie nicht; sie war froh gestimmt, sie war glücklich. Wer es sehen konnte, dies ihr junges, glückstrahlendes Antlitz, dem sagte es auf's Neue die alte Wahrheit: um wie viel seliger Geben als Nehmen ist.

Und einer sah, wenn auch nur flüchtig, dies glücklich frohe Gesicht. Es war Walther, an dem, ohne ihn in dem halbdunkeln Portale zu erkennen, die eilige Felicie vorbeigeschlüpft war. Er schaute ihr befremdet nach, bis sie in dem Nachbarhause verschwand. Dann eilte er in das seines Bruders, zu Victors Studirstube.

„Wo ist Felicie hin?" war seine erste rasche Frage.

Victor hob erstaunt den Kopf von seiner Arbeit, doch absorbirte dieselbe noch derart seine Gedanken, daß ihm Walthers veränderte Sprechweise völlig entging; er wunderte sich nur, diesen so hastig eintreten zu sehen.

„Felicie“ — wiederholte er halb zerstreut — „o, die ist „das Christkindchen machen!“ Sie ging eben mit der ganzen Bescheerung zu der armen Weberswittwe hinüber.“

„Mit welcher Bescheerung?“

„Nun, mit all' den nützlichen Dingen, die sie selbst genäht und gearbeitet, gar niedlich und nett, hübscher als Lydia die Schabracke für ihren Schooß-hund gestickt, und das will viel sagen. Wirklich schade, daß Du nicht einen Moment früher kamest, um zu sehen, wie emsig und sinnig Felicie alle die kleinen Herrlichkeiten ordnete. Du hättest dann auch Dein Scherflein dazu legen können. Ich sagte Felicie, daß Du sicher solches gern thun würdest, aber sie wollte die Sache geheim halten und nur ich durfte einen Beitrag von Honigkuchen für die kleinen armen Würmer hierneben spendiren.“

„Sind die Leute dort wirklich so arm?“ meinte Walther nachdenklich.

„Ja gewiß, — doch laß Dir davon von Felicie

erzählen, ich kann wirklich nicht mehr plaudern — alle Wetter, die Ueberſetzung muß gleich fertig und das Packet da noch vor ſieben Uhr auf der Poſt ſein, ſonſt iſt Felicie unglücklich.“

Er deutete dabei mit der Feder auf ein ziemlich umfangreiches Packet, das auf dem Tiſch zwiſchen diverſen Büchern und Heften hervorguckte.

„Was iſt's mit dem Packet? Wünſcht Felicie die Beſorgung?“

„Freilich! Es enthält gleichfalls eine Chriſt-überraſchung für eine alte Dienerin. Felicie vergißt nie die, die ſie liebt. Sie wollte ſogar das Packet ſelbſt zur Poſt tragen, aber ich litt's nicht. Papa würde es auch nicht gern geſehen haben.“

„Natürlich, doch warum ſchickte ſie nicht einfach den Diener?“

„Nun, der mußte doch mitfahren, um Mama's und der Schweſtern Mäntel zu tragen, und die Mägde ſind alle heut' vollauf mit Putzen und Scheuern beſchäftigt — ſo übernahm ich den Auftrag.“

„Und verpassest jetzt die richtige Zeit!“ drohte Walther scherzend.

„Nein, ich denke fortwährend daran, nur muß hier die Arbeit fertig sein — es ist mein Geschenk für Felicie, deren Abwesenheit ich daher benutzen muß.“

„So vollende Du ruhig Deine Ueberraschung und überlaß mir das Packet; es kommt dann doch rechtzeitig zu seiner Bestimmung.“

„Du wolltest es selbst zur Post befördern, Walther? Na, wirklich, Du bist ein Goldonkelchen!“

Das Goldonkelchen hatte bereits das ziemlich umfangreiche Packet unter dem Arm, den Hut in der Hand und war im andern Moment zur Thüre hinaus auf der Straße, wo er voll guter Laune durch Wind und Regen trabte.

Victor aber rieb sich droben vergnügt die Hände. Mit leuchtenden Augen las er die zierliche Fraktur-schrift, in der er eben dem Titelblatt seiner poetischen Uebersetzung eine Widmung an Felicie beigefügt.

Voll freudigen Eifers verbesserte er hie und da noch eine kleine Arabeske und fügte endlich mit besonderer Sorgfalt die Schlußworte nebst seiner Namensunterschrift bei, um dann mit einem lauten Jauchzer den Schatz in seinem Pulte zu bergen und sich an das Aufräumen seiner Bücher zu machen.

Er war gerade soweit gekommen, als Felicie heimkam in heiterster Stimmung.

„O, Victor, das hättest Du mit ansehen sollen, diese Freude! Und Deine Honigkuchen trugen dazu nicht wenig bei — die Kinderaugen strahlten, als sie zwischen den prosaischen Nützlichkeiten solch süße Schätze entdeckten!“

„Na, und Arm-Muttern werden die prosaischen Nützlichkeiten wohl am besten gefallen haben?“

„Ja, sie war unendlich dankbar, die arme Frau. Deine kleine Geldspende hilft ihr aus der Noth. Die Thränen, welche diese erpreßt, die haben wir heute getrocknet. Ich bin ganz selig darüber.“

So sprechend trat sie an den Tisch heran; indem

ihr Blick darüber hinglitt, fügte sie lustig bei: „Richtig — mein Packet ist pünktlich besorgt. Du bist wirklich ein prächtiger Junge, die alte Elise soll es einst auch hören, daß Du selbst zur Post gelaufen bist, damit ihr ihre Freude rechtzeitig zu Theil würde.“

Victor wurde ein wenig roth. „Nun, Felicie, das Lob gebührt nicht mir. Nicht ich habe das Packet besorgt, sondern Walther“ —

„Walther?“ Fast sprachlos sah Felicie den etwas verlegenen Knaben an, der nicht gleich mit einer Erklärung vorwärts kam, sondern verstohlen zur Seite blinzelte, wo er eben Walther hatte eintreten sehen. Der antwortete dann auch plötzlich statt seiner:

„Ja, Fräulein Felicie, da Victor gar beschäftigt war, nahm ich gern mein altes Metier wieder auf und ich kann Sie versichern, daß ich niemals eifriger und glücklicher gewesen bin, als Laufbursche fungiren zu dürfen, als heute in Ihrem Dienste. Hoffentlich

gönnen Sie mir diese kleine Theilnahme an Ihren Liebeswerken?“

Felicie hatte sich jäh umgewandt. Walther stand dicht vor ihr, sein Ueberrock war feucht von dem leisen dichten Regen, sein reiches braunes Haar, von dem Winde leicht über die hohe, schöne Stirne geweht, beschattete seine ausdrucksvollen Augen. Dem Blick, der aus diesen sprach, gegen den half kein Widerstreben, selbst wenn die herzlichen Worte machtlos hätten bleiben können. Aber sie hatten bereits ihren Weg zu Feliciens heute ohnehin so froh bewegtem Herzen gefunden. Dessen Impuls folgend, hielt sie kindlich dem Laufburschen in ihrem Dienst die Hand entgegen, indem sie innig sagte:

„Ich danke Ihnen“ — diesmal aber wollte dazu das „Herr Ronau“ nicht über ihre Lippen, sie wiederholte statt dessen: „danke Ihnen herzlich!“

Rasch und fest ergriff Walther diese fleißige Hand, führte die kleine Gefangene zu seinen Lippen und küßte sie so innig, daß jähe Purpurgluth

Feliciens Wangen färbte. Sie versuchte sachte, ihm die schmalen, feinen Finger zu entziehen, er aber ließ sie nicht entschlüpfen und hielt die kleine Hand viel länger in der seinen, als gerade nöthig gewesen wäre.

Dies war wenigstens Victors Meinung, der einigermaßen erstaunt auf die Beiden blickte. Was brauchte denn des Postpackets wegen Felicie so roth zu werden! Warum sah sie plötzlich so lieblich be=fangen aus und Walther so jung, fröhlich und ge=winnend! Mit einem Male dämmerte an seinem Knabenhorizont ein jähes Licht, aber er war klug genug, sich nichts davon merken zu lassen und weder zu sagen, was er dachte, noch mehr zu sehen, als er sollte. — Mit Umständlichkeit seine Bücher zusammenpackend, pfiff er nur leise vor sich hin, scheinbar ganz von seiner Arbeit in Anspruch ge=nommen, um gleich darauf mit einer wirklich raffi=nirten Harmlosigkeit zu fragen, ob Walther gemüth=lich mit ihnen Thee trinken werde?

Walther war für den Abend bereits versagt, was Felicie zu ihrer ersichtlichen Erleichterung vernahm. Denn ihr verlangte danach, diesen Abend allein zu sein. Selbst Victor mußte sich darein finden, ihre Gesellschaft zeitig zu verlieren — galt es doch, morgen in aller Frühe aufzustehen.

Der Morgen kam und mit ihm das hochheilige Weihnachtsfest. Die herrlichen, Freude, Friede, Seligkeit spendenden Strahlen, die von diesem ausgehen, um sich über dem weiten Erdenrund zu ergießen, sie drangen wenig in das Ronau'sche Familienleben ein. In dem Hause merkte man nicht sonderlich viel von Christfreude — in keiner Weise. Felicitas wußte dies noch von dem vorhergegangenen Jahre her, wo sie zum erstenmal in der kühlen Atmosphäre das Weihnachtsfest verbrachte. Dem allgemeinen Gebrauche entsprechend, machte man sich an demselben zwar gegenseitig Geschenke, doch den Zauber sinniger Ueberraschungen, liebevoller Aufmerksamkeiten konnte man dabei entbehren, ebenso

den Christbaum. Einen solchen gab es schon lange nicht mehr, es waren ja keine kleinen Kinder mehr da und die großen sahen einzig auf den reellen Werth der Geschenke. Wie die ausfallen mußten, hatte man vorher bestimmt und dabei die Ansprüche so ziemlich gestellt nach dem Grundsatz: „Bescheidenheit ist eine Zier, doch kommt man weiter ohne ihr!“

Das alles war Felicie in unangenehmer Erinnerung geblieben, und wenn sie dieses Jahr auch etwas milder in ihrem Urtheil geworden, so versprach sie sich doch keine wahrhafte Freude von der häuslichen Festceremonie. Nach derselben sollte die ganze Familie der Einladung einer großen Abendgesellschaft folgen, zu der diesmal Felicie speciell mitgebeten war. Sie aber lehnte dankend ab, und man ging über ihre Weigerung schnell hinweg, man ließ ihr in dem Punkt gern den Willen. Für sie mochte auch die Bescheerung im engen Familienkreise genügen. Der Moment dazu kam. Nach dem Diner begab man sich feierlich in den angrenzenden Salon,

wo auf elegant ausstaffirten Tischen sämmtliche Geschenke gruppirt lagen und ein Jeder die seinen herausfinden mochte. Bei der Neugierde, die diesmal des Hauses Töchter beseelte, entdeckten sie schnell das für sie Bestimmte, unter dem ihr Auge vor Allem Walthers Geschenk suchte. Wie es aber so oft im Leben geht, daß allzu gespannter Erwartung Enttäuschung folgt, so auch hier. Lydias ersehnter Schmuck entsprach nicht den Ansprüchen, die sie an Indiens Schätze gestellt; er war ihr nicht kostbar genug; sie sah nur auf den reellen Werth, während ihre Schwester bei der ihr zugedachten Ueberraschung die sinnreiche Aufmerksamkeit des Gebers vermißte, die der Gabe einen süßen Reiz verleiht, sobald sie in zarter Anspielung auf einen tiefern Gedanken hinweist. Der wunderbar von chinesischen Händen geschnitzte Elfenbeinfächer, die selten und eigenartig modellirten Nippsachen waren elegante, reiche Gaben, aber eben solche, wie ein Cavalier sie jeder befreundeten Dame verehren kann. Constanze verstand das

und ärgerte sich. Nicht minder zeigte sich Oskar enttäuscht; er nannte im Stillen Walther einfach einen schuftigen Filz — weil er ihm, dem flotten Burschen, nicht ungezählte Goldstücke verehrt. Nur Victor war mehr als befriedigt und Felicie sah sich völlig überrascht. Mitten unter den unnützen, zwecklosen Kleinigkeiten, welche die Tante ihr gab, und den zweckmäßigen, praktischen Gaben, die der Onkel für sie bestimmt, lag nicht nur Victors übersetzte Poesie mit dem hübschen Titelblatt, sondern darunter stand ein reizendes Arbeitskästchen, wunderbar feines Nähwerkzeug enthaltend, während daneben ein Album lag, dessen Deckel allein ein Kunstwerk von Mosaik bildete. Darinnen aber reihten sich sinnig aneinander kunstvoll getrocknete Blumen, die einst in ihrer tropischen Heimath geblüht und nun von dieser erzählen sollten dem fremden Mädchen, das Walther noch gar nicht gekannt hatte, als seine Hand jenen Blüthenschmuck in fernen Landen brach. Wie er selbst einmal gelegentlich gesagt, waren solch kleine,

selbstgesammelte Blumen ihm liebe interessante Erinnerungen an die Stätten, zu denen sein Weg ihn geführt. Und nun gab er Felicien, was ihm lieb war! Für sie hatte er all' die hübschen Erinnerungen sinnig geordnet! Demnach mußte er an sie gedacht haben alle die Zeit hindurch! An sie, die Einsame, die auf keines Menschen liebevolle Fürsorge ein Recht hatte, die sogar vergessen schien, von dem Einen, der sie liebte. Er, der weltgewandte Harry fand kein Mittel und keinen Weg unter all' den vom guten Ton sanktionirten Formen, um ihr durch eine kleine Aufmerksamkeit Freude zu machen. Der Fremde hatte dies doch vermocht und den Moment dazu sinnig gewählt. Heute, wo sie intensiver denn je ihre Isolirtheit inmitten der ihr unsympathischen Sphäre empfand, sprach die liebe Zuvorkommenheit des Fremden zu ihrem Gemüth. Sie fühlte sich durch seine Güte beschämt und befangen lauschte sie den herzlichen Worten, in denen er bat, seine kleine Gabe nicht zu verschmähen!

Sie willfahrte seiner Bitte, fand aber kaum Worte, ihm zu danken, was ihr jedoch so recht erst zum Bewußtsein kam, nachdem all' das Geräusch und Stimmengewirr um sie her verklungen und die ganze Familie ihren auswärtigen Vergnügen nachgegangen war. Sie war allein zurückgeblieben in dem hell erleuchteten, prunkvollen Salon. Was es darinnen wieder zu ordnen gab, das ordnete sie achtsam, wie Tante Ronau es gern sah, ehe sie sich einen Sessel neben den Kamin zog, dessen dunkle Gluth sie liebte. Gedankenreich starrte sie in diese hinein und träumte. Wie sie aus ihrem wachen Traume einmal aufwachte, stand Walther neben ihr. Sie hatte wohl jemanden eintreten hören, aber gewähnt: es sei der Diener. Sie glaubte Walther längst mit den Verwandten davon gefahren; nun sie ihn neben sich sah, fiel ihr gleich ihre Versäumniß ein.

Die erste Befangenheit war verflogen und voll anmuthiger Freundlichkeit erfaßte sie die Gelegenheit,

auf seine Aufmerksamkeit zurückzukommen. An den Tisch mit den Geschenken herantretend, sagte sie ungezwungen, wie werth ihr seine Gaben seien, wie herzlich sie ihm dafür danke und daß sie sich ordentlich beschämt fühle — weil sie ihm gar nichts wieder=zubieten habe.

Er hörte sie ruhig an. Obgleich sie hoch und schlank gewachsen war, mußte er sich doch etwas niederbeugen, um ihr in die Augen zu sehen. Er that es mit einem innigen Blick. „Gewiß, Felicie, Sie könnten mir Etwas geben und zwar das eine Einzige, das zu besitzen meine höchste Seligkeit auf Erden bilden würde — Ihre Liebe. Schenken Sie mir Ihr starkes, edles Herz. Lassen Sie mich es erringen, geben Sie mir das beglückende Recht, Sie zu schützen und zu lieben als mein trautes Weib!“

Todtenbläße überzog des Mädchens Antlitz. „Walther — das hätte nicht sein sollen, nicht sein dürfen!“

Fast einem Angstruf ähnlich klangen diese

ersten Worte, die Felicie in ihrer Verwirrung fand. Walthers Erklärung war zu rasch gekommen, wenngleich zu spät!

Seiner energischen Natur war alles Zaudern fremd. Einmal mit sich selbst ins Reine gekommen, sprach er klar und bestimmt, ehe Felicie nur Zeit hatte, zu ahnen, was kommen werde. Dennoch machte ihr Zartsinn ihr Vorwürfe. In der eigenen Sicherheit hatte sie nicht darauf geachtet, wie die zwischen ihr und Walther bestehende Sympathie langsam aber sicher einen Ring um sie Beide zog. Nun klappte unversehens das Schloß des Ringes in einander und es galt ein rascher, entschiedener Schlag, es zu sprengen. Sie zögerte damit nicht. Ihr wohlgehütetes Geheimniß mußte Preis gegeben werden — das blieb die einzige Rettung für ihn und für sie. Wie gerade und fest ihr Wille aber auch sein Ziel ins Auge faßte, die Stimme bebte, mit der sie die ersten Worte ergänzte:

„Sie dürfen nicht so zu mir sprechen — denn

ich bin bereits verlobt. Sie wußten das nicht. Niemand weiß es hier und Niemand sollte es wissen vor kommendem Herbst. Alsdann erwarte ich meinen Verlobten hier; bis dahin muß Familienverhältnisse wegen unsere Verlobung geheim bleiben. Ihnen habe ich davon gesagt, weil — weil Sie wissen müssen, daß ich einen Andern liebe!"

„Ich danke Ihnen für die Wahrheit" — sagte er tonlos, sie unsagbar traurig anblickend.

Der Schlag war gefallen und traf den starken Mann schwer. Nicht in übermüthigem Siegesbewußtsein hatte er seine Bitte gewagt, vielmehr ziemlich darauf gefaßt, auf Widerstand zu stoßen. Aber ebenso fest hatte es bei ihm gestanden, zu werben und zu ringen um dies schöne stolze Herz, bis es sich unter der Macht der Liebe willig beugte und ihm entgegenneigte. Nicht leicht, nicht mühelos erwartete er ihre Gegenliebe zu gewinnen und selbst mit dieser mochte es noch bei ihrem nach Unabhängigkeit strebenden Geiste — in Anbetracht, daß

sie eine arme Freiin und er ein reicher Nabob sei, Vorurtheile zu überwinden geben. An alles dies hatte er gedacht — nur an das Eine nicht — was er zu hören bekam. Sie liebte einen Andern! Es band sie bereits ein heilig gegebenes Wort.

Die Möglichkeit, daß ein so schönes, begabtes Mädchen mit zwanzig Jahren bereits ein Verlöbniß könne geschlossen haben, lag sicherlich nicht fern und dennoch war seltsamer Weise dieser Gedanke Walther nie gekommen, vielleicht weil ihm ihr lebhafter geselliger Verkehr aus früheren Tagen unbekannt war und ihr jetziges eingezogenes Leben ihn irrthümlich schließen ließ: sie habe bislang nur ihrer innern Welt gelebt und sei der draußen völlig fremd geblieben.

Desto schmerzlicher traf ihn die Wahrheit. Seine schöne Lotusblume — wie er im Herzen Felicie genannt — die blühte für einen Andern und er durfte nimmermehr ihrer begehren. Ehrlich,

großherzig mußte er entsagen, wie es dem edlen Manne ziemt.

Felicie hatte sich in Beurtheilung seiner nicht geirrt. Wissend, was sie trennte, gab er seine Bewerbung auf; zu weiteren Fragen gestand er sich kein Recht zu. Nachdem sie ehrlich und offen zu ihm geredet, gab es für sie Beide nichts mehr als — Scheiden. Wenig Worte genügten, um gegenseitig darüber klar zu werden. In Feliciens Augen traten dabei große Thränen; sie bat Walther, ihr zu vergeben, wenn sie absichts- und ahnungslos ihm Schmerz bereitet: sie wollte sich selbst Vorwürfe machen — er wehrte es ihr. Keine Anklage, nur Hochschätzung und Liebe hatte er für sie. Und diese wahre Liebe, die er tief innen im Herzen trug, sie sprach noch einmal aus seinem lang und innig auf ihr ruhenden Blick, dann wandte er sich hastig ab und ging. Aber er kam noch einmal zurück. Seine klangvolle Stimme, die vorhin die mühsam gebändigte Leidenschaft nicht ganz zu verleugnen ver-

mochte, hatte den vollen, reinen Ton wieder=gewonnen.

„Felicitas“ — sagte er sanft — „nach dem, was zwischen uns eben besprochen ward, kann es Ihnen nur lieb sein, wenn ich bald dies Haus verlasse. Nein Kind — keine Einwendung,“ ergänzte er rasch, einen Einwurf ihrerseits abwehrend, „ich gehe! Es muß sein. Ueberlassen Sie alles mir. Für meine beschleunigte Abreise wird sich schon eine Erklärung finden. Von Ihnen scheide ich bereits jetzt. Ich werde Sie nie vergessen und allzeit Gott bitten: er wolle die Bedeutung Ihres Namens für Sie volle, reiche Wahrheit werden lassen. Seien Sie glücklich! Es ist mein innigster Wunsch. Gewähren Sie mir dagegen eine Bitte? Lassen Sie mich ein Versprechen mit in die Ferne nehmen? Wenn Sie je eines treuen Freundes, eines Beistandes bedürfen sollten — dann gedenken Sie meiner und geben mir das Recht, mich Ihnen als selbstlosen Freund zu erweisen. Wollen Sie das?“

„Ich will!“ antwortete sie fest, doch leise; denn Thränen erstickten ihre Stimme. Ihre Hand ruhte noch einmal in der seinen. Sich zu ihr nieder=beugend, drückte er einen heißen innigen Kuß darauf. „Leb wohl, Felicie,“ sagte er leise und noch leiser fügte er bei: „Leb wohl, mein Glück!“

Felicie wandte sich ab. Sie wollte ihn nicht scheiden sehen. Er war gegangen und sie wußte es kaum. Da sie es gewahrte, erfaßte sie ein unver=standenes, heftiges Weh. Mit Gewalt suchte sie die Gedanken ihrem Verlobten zuzuwenden, sich an seiner Liebe zu trösten — doch, sei es nun, daß dessen gänzliches Schweigen ihr Vertrauen in jene ge=schwächt, oder daß bei ihrer ernstern Geistesrichtung die Erinnerung an Harry's tändelndes Liebesgeflüster seine alte Macht verloren hatte, sie blickte wie traum=verloren auf die Stelle, wo Walther eben Abschied von ihr genommen. Es hatte so sein müssen; ihr Wort, ihre Liebe gehörten Harry, und dennoch — o sie verstand sich wirklich selber nicht mehr, — war

es ihr ähnlich zu Muth: als habe sie einen Demanten Preis gegeben, um — Glas zu behalten. Klar wurde sie sich freilich dieses Gedankens nicht bewußt — Walther war ihr nur nie schöner und schätzenswerther erschienen, als in dem Momente, da sie ihn verlor.

Zehntes Kapitel.

Treues Hoffen.

Ein klein Erinnern meiner wird ihn treiben!
Shakespeare.

Trübselige, verdrießliche Tage brachen in dem Ronau'schen Hause an. Eine gewisse Mißstimmung schien sich so ziemlich aller Gemüther bemächtigt zu haben. Walther war abgereist. Depeschen aus Paris hatten ihn dorthin gerufen, wo wichtiger Geschäftsfragen wegen seine Anwesenheit gewünscht wurde. So hatte er seinem Bruder gesagt und hinzugefügt: daß er im Frühjahr nach seiner zweiten überseeischen Heimath zurückzukehren gedenke. Vorher jedoch wollte er, falls es sich ermöglichen lasse, noch einmal den Kreis der Verwandten aufsuchen. An diese Rückkehr glaubten jedoch die meisten nicht recht

— warum, wußten sie selber kaum zu sagen, nur zwei die wußten es ganz genau: Felicie und Constanze. Beide hüteten indeß ihr Geheimniß; Constanze that dies in einer Weise, unter der ihre ganze Umgebung litt. Sie zeigte solch unerträgliche Mißlaune, daß Alle ihr gern aus dem Wege gingen. Niemand hatte Geduld mit ihrem Widerspruchsgeist, ihrer Unhöflichkeit und ihrem widerwärtigen Trotz, außer diejenige, die unter all' diesen lieblichen Eigenschaften am meisten auszustehen hatte, denn Felicie bildete so ziemlich die Zielscheibe, an der der Anderen Zorn sich zu kühlen suchte. Constanze schien sie manchmal förmlich zu hassen und es darauf abzusehen, ihr das Leben zu verbittern, freilich nur durch kleine Nadelstiche, da ihre Macht nicht weiter reichte.

Jedoch, fortwährende Sticheleien und Unarten bereiten einem edlen Gemüthe stille Qual. Felicie empfand dies, was noch den Druck mehrte, der auf ihrem Geiste lastete. Sie war sich bewußt, die

Veranlassung zu sein, die Walther aus dem Kreise verdrängt hatte, wo man ihn ungern vermißte und sie so gern los geworden wäre. Constanzens kalter, verächtlicher Blick sagte ihr das hundertfach; er sagte ihr gleichfalls, daß Eine den wahren Grund von Walthers plötzlicher Abreise erkannt habe. Die Eifersucht sieht eben scharf. Auch Felicie wußte dies. Beide Mädchen hatten einander in die Karten geschaut. Doch gerade, weil Felicie den Schlüssel zu Constanzens widerwärtigem Betragen gefunden, übte sie Geduld. Ihr großes Herz empfand wahres Mitleid mit dem armen Geschöpf, das sie beneidete, sie haßte — weil es selbst Walther liebte! Felicie dachte an Harry und beurtheilte Constanzens Liebe nach der eigenen. Dies machte sie duldsam gegen die Arme, welche sich selbst getäuscht. Sie suchte sie zu schonen, wo sie nur immer konnte, und gebrauchte in dem stillen Kampf, den die Andere ihr mit eigensinniger Energie aufzudrängen strebte, nur eine Waffe — Nachsicht.

Wie weit aber auch ihre Duldsamkeit ging, mitunter wurde ihr das Ding doch bunt genug, um es schwer zu finden, die sich vorgezeichnete Selbstbeherrschung zu bewahren.

Auf die Dauer dürfte ihr dies auch kaum gelungen sein, hätte sich nicht ein Ausweg geboten, der Erzürnten möglichst aus dem Wege zu gehen.

Frau v. Ronau hatte sich bei einer der Neujahrs-Festlichkeiten übermüdet. Heftiger als je trat ihre Migräne auf und bannte sie für lange Zeit vollständig in ihr stilles Gemach und unter eine beständige Pflege. Keine ihrer Töchter empfand zu solcher sonderliche Lust, abgesehen davon, daß Constanzens Stimmung sie schon von vornherein zu einer Krankenpflegerin untauglich machte; denn ihre schwache Mutter fühlte sich förmlich von einem Alp bedrückt, wenn sie nur das gewitterdunkle Antlitz ihrer Jüngsten erblickte und deren grollende Sprechweise vernahm. Sie fuhr dann immer leise

zusammen, in steter Erwartung, daß ein Zornesblitz irgendwo einschlagen möchte.

Nicht minder ermüdend wie diese innere Spannung erwies sich für sie Lydiens eitles, egoistisches Geschwätz, welches sich unaufhörlich um die Verherrlichung der eigenen Person drehte. All' dieser jungen Dame Sinnen, Denken und Treiben concentrirte sich mehr denn je in der Ansicht: „Au jour le jour — vive la joie!“

Dabei war sie in ihrer graziösen Beweglichkeit oft derart bestechend, daß sie zuweilen selbst die trotzige, gekränkte Schwester mit fortriß, die alsdann mit ungestümer Heftigkeit sich mitten in den Gesellschafts-Taumel hineinstürzte und dem Streben hingab, es Lydia gleich zu thun. Waren die Beiden glücklich ganz von dem hingenommen und erfüllt, was ihnen zusagte, dann wurde es still und einsam in dem kleinen Boudoir und Felicie konnte die Leidende pflegen, nach deren Wunsch.

Darüber schlichen die Tage für sie hin. Tante

Ronau war dankbar, sanft und langweilig. Der Regierungsrath ging genau, gleich einem Uhrwerk, seinen Berufsgeschäften nach und führte Abends seine Töchter in die vornehme Gesellschaft. Die zarte Mama war ja gut versorgt.

Victor mußte fleißig für die Prüfung studiren, was ihn ziemlich eben so sehr in Anspruch nahm, wie die Krankenpflege Felicie. So hatten selbst die beiden Getreuen weniger mehr von einander und letzterer blieb nur das reiche Feld ihrer Gedanken. Leider zeigten auch diese zuweilen sich derart, daß sie ihnen gern entflohen wäre während der trüben Abendstunden, die sie bei der schlummernden oder leise klagenden Tante verbrachte. Manchmal däuchte ihr dies eintönige, tägliche Einerlei fast unerträglich schwer. Sie war eben auch jung, lebhaften Geistes und voll Empfänglichkeit für das Schöne und Gute draußen im Leben! Und nun dies einsame Vertrauern — dies ewige Stillhalten und Geduldigsein im Gegensatz zu dem Gefühl,

das fortwährend in ihr arbeitete und ihr zuflüsterte: einmal müsse sich irgend etwas ereignen, um diese langweilige Alltäglichkeit zu durchbrechen.

Wenn dann aber ein Tag nach dem andern ver=ging, ohne das zu bringen, für welches sie selbst keinen Namen hatte, dann wurden die einst so reichen, lebhaften Gedanken matt und trübe. Getheilt waren sie schon ohnehin. Ohne daß Felicie es wollte und wünschte, bogen dieselben gar zu leicht auf verbotene Wege ein, die zu dem einsamen Wanderer führten, den sie wieder hinaus in die Welt getrieben, während sie täglich auf Einen wartete, der nie kam, der nicht einmal ein Zeichen seiner Liebe und Treue gab.

Dennoch hielt sie krampfhaft den Glauben an ihn aufrecht. Tausend Entschuldigungen und Be=schönigungen wußte sie für sein Thun, obgleich dasselbe ihr Herz verwundete. Was aber immer sie sich sagen mochte, sie kam nicht daran vorbei, Vergleiche zu ziehen zwischen dem, was jetzt war und was hätte sein können. Wie ein leiser Vorwurf

zog es dabei durch ihre Seele, daß sie einst viel zu leichtfertig, leidenschaftlich und gedankenlos ein Versprechen gegeben, Verpflichtungen auf sich genommen, die ihr damals so leicht gedäucht und nun doch — schwer schienen.

Stellten solche Gedanken sich ein, dann schalt sie sich selbst; sie zieh lieber sich selbst verächtlicher Unbeständigkeit, als daß sie dem immer mächtiger werdenden Zweifel an Harry's Werth Raum gegeben hätte. Einst hatte sie für seinen Leichtsinn, seine Oberflächlichkeit und seinen Uebermuth kein Auge gehabt. Sie wollte auch nun keines dafür haben; sie wollte ihn lieben, heiß und innig, wie sie ihn stets geliebt. Nein, was innerlich an ihr nagte, das war keine Reue über das Geschehene, über ihre übereilte Verlobung, es war nur Sehnsucht nach dem Verlobten.

Gleichviel, welchen Namen sie der Sorge gab, dieselbe war da und nagte an ihr. Bleich wurden ihre Wangen darüber und dunkle Schatten legten

sich um die matten Augen. Sie fühlte ihr inneres Gleichgewicht gestört, ihre Kräfte geschwächt, ihre Energie ermattet. Sie litt und Niemand beachtete es. Höchstens dem Regierungsrath fiel einmal ihr verändertes, ermattetes Aussehen auf. Er schrieb es der Krankenpflege, der Zimmerluft zu und sagte ihr dem entsprechend wohl ein paar freundliche Worte, nebst dem guten Rath, fleißiger mit seinen Töchtern spazieren zu gehen.

Es war ein guter, billiger Rath. Felicie würde ihm auch gern entsprochen haben, wenn's eben angegangen wäre; aber Tante Ronau brauchte sie immer und deren Töchter verlangten nie nach ihrer Gesellschaft auf Promenaden und Spazierfahrten.

Solch kleine Abwechselung würde Felicie in ihrer bedrückten Stimmung wirklich ein Genuß gewesen sein. Während sie dies dachte und sehnsüchtig nach der hellen Februarsonne hinaussah, die lockend durch das Fenster des stillen Boudoirs

hereinschimmerte, trat Lydia eilig dort ein. Sie war augenscheinlich in brillanter Laune. Graziös küßte und hätschelte sie ihre Mutter.

„Du hast ja wieder schöne, rosige Bäckchen, beste Mama!“ schmeichelte Lydia, „dieselben sind schöner als die Deiner Töchter, welche gestern zu lange geschwärmt haben und überdies auch nicht so verwöhnt werden, wie Du von unserm Musterkind Felicie.“

Und sich zu dieser wendend, sagte sie fast zärtlich: „Wirklich Lissie, Du beschämst uns gründlich! Kein Wunder, wenn Du Mama's Liebling wirst — nur treibe es nicht zu arg! Papa hat recht, Du siehst jämmerlich elend aus. Komm fahr' mit mir aus, ich habe Einkäufe zu machen. Bei der schönen Luft draußen wird Dir die Ausfahrt gut thun, und ich werde bei Deinem Rath besser mit den Modistinnen und Schneiderinnen fertig. Es ist so langweilig, das allein zu besorgen, nicht wahr, Mama? Sonst fuhrest Du mit, aber Deine ewige Migräne erlaubt

das gar nicht mehr, und Constanze ist heute so unausstehlich, daß ich gern auf ihre Gesellschaft verzichte. Also Lissie — sei gut und komm mit!“

In dieser patronisirenden Manier erklärte Lydia ihre plötzliche Fürsorge für Felicie. Diese wußte ohnedies genau, daß, wenn Lydia liebenswürdig gegen sie war, sie stets Etwas für sich zu erreichen strebte. Heute wollte sie offenbar à tout prix ausfahren und hatte Niemand zur Begleitung.

Felicie war gern dazu bereit und dankbar für die Aufforderung. Ihr Kopf war so dumpf und schwül, auf ihrem Gemüth lastete solch seltsamer Druck, daß nur in's Freie hinauszukommen ihr Erlösung däuchte.

Beide Mädchen waren schnell zu der Ausfahrt gerüstet. Felicie versprach diese wirklich eine Erholung; Lydia erwies sich sehr liebenswürdig und confidentiell, hielt sich auch nicht wie sonst bis zur Ermüdung bei den Modistinnen über Toilettfragen auf. Kurz, Alles ging heute glatt und flink, so

daß man noch eine gute Stunde freie Zeit vor Tisch behielt.

Lydia erklärte daher, es würde eine Schande sein, bei diesem Wetter schon heimzufahren, indem sie artig hinzufügte: „Zumal, da Du Dir bei Mama's Pflege so bleiche Wangen geholt hast. Warte, die frische Luft wird Dir gut thun. Wir wollen den Wagen halb zurückschlagen lassen!“

Ohne eine Erwiderung abzuwarten, gab sie dem Kutscher den Befehl und wies ihm zugleich die Chaussee an, welche er fahren solle.

Felicie amüsirte im Stillen dies Arrangement ungemein. Nun wußte sie, was ihre fürsorgliche Cousine eigentlich wollte. Allein auf die Promenade zu fahren, hatte sie bei den Ansichten ihres Vaters nicht gewagt, sie bedurfte dazu eines Vorwandes. Feliciens blasse Wangen lieferten nun einen solchen, der honorirt, sogar belobt werden würde, während sie gleichzeitig ihren Zweck erreichte und zwar ganz in dem Styl, wie sie es liebte.

In ihrer soignirt eleganten Toilette lehnte sie graziös in den weichen Polstern, indeß die heitere, vergnügte Laune ihrem schönen Antlitz trefflich stand. Sie nahm sich vortheilhaft aus neben der bescheidenen, etwas angegriffen aussehenden Gesellschafterin; denn bei aller Liebenswürdigkeit verstand sie es meisterhaft, diese Rolle Felicie zuzutheilen. Auf Letztere machte dies keinen anderen Eindruck, als daß es sie amüsirte. Die reine, frische Luft that ihr wohl. Innerlich belustigt, harrte sie darauf, auszufinden, was Lydia noch besonders zu erzielen strebte, — etwa eine Begegnung: Ja, das war's; sie hatte sich nicht getäuscht.

Eben nahte die Equipage dem neuen Exercier-Platz, von wo aus ihr ein Trupp Reiter entgegenkam. Unter diesen heimreitenden Offizieren befanden sich mehrere Bekannte des Ronau'schen Hauses; sie grüßten Alle verbindlich. Lydia dankte mit lächelndem Blick, plötzlich nahm derselbe einen besondern Ausdruck an, er haftete auf dem letzten der Reiter,

der sein edles Thier ziemlich dicht den Wagen passiren ließ, während er mit auffallender Aufmerksamkeit in denselben hinein grüßte.

Felicie, die im Allgemeinen die Begrüßungen erwidert, schaute gerade auf — dunkles Roth überzog jäh ihr blasses Gesicht. Mein Gott! der Gruß galt speciell ihr — der gewandte Reiter war Harry.

Nein, sie irrte sich nicht. Wie er dorthin und in die Uniform kam — das blieb einerlei, er war da, dicht an ihrer Seite. Er hatte sie gesucht und gefunden. Rascher strömte das Blut zu ihrem Herzen zurück, vor ihren Augen tanzten die lichten Sonnenstrahlen in tausend Farben.

Der Reiter war längst an dem Wagen vorüber, seinen Kameraden nachgeeilt und immer noch folgte ihm ihr Blick. Kein Wort kam über ihre Lippen, aber ihre Gedanken waren alle bei Harry, sie vergaß die ganze Umgebung. Sie dachte nicht mehr an Lydia; doch diese brachte sich zur Geltung.

„Du betrachteſt Dir auch den letzten der Reiter, Herrn von Croneck, nicht wahr, es iſt ein ſchöner Mann? Ich lernte ihn vorige Woche bei der Generalin L. kennen, und geſtern Abend in der Soirée amüſirten wir uns trefflich zuſammen. Es iſt ein famoſer Geſellſchafter, ein wahrer Gewinn für unſern geſelligen Kreis. Erſt ſeit Kurzem iſt er hier in die Garniſon verſetzt, überhaupt erſt aus der Landwehr zur Linie übergetreten. Auf dem Lande wurde es ihm als Krautjunker zu lang=weilig, da ſein alter Papa die Bewirthſchaftung der Familiengüter etwas pedantiſch treibt und ein Gleiches von dem Sohne verlangt. Der iſt dafür nicht geſchaffen, ſein Element iſt Freude und Luſt, leichtes Leben und angenehme Geſellſchaft. Wir harmoniren ganz einzig zuſammen, — verwandte Seelen finden ſich eben ſchnell heraus. In dieſen Tagen wird er uns ſeine Aufwartung machen und in unſerer nächſten Abendgeſellſchaft uns Alle entzücken durch ſeinen esprit. Er wird ſicher auch Dir gefallen!

Noch lange plauderte die junge Dame in diesem Style fort. Sie hätte bis ins Unendliche schwatzen können, ihre Gefährtin hörte nur das Eine heraus: daß Harry nun kommen werde — zu ihr! All das Andere war ja nur Vorwand. Wie klug, wie vorsichtig er zu Werke ging, sich in dem Ronau'schen Hause einzuführen! War dies Rücksicht für sie? Sie nahm das an, obgleich sie nicht ganz begriff, warum solche Vorsicht nothwendig sei. Im Hause ihres Vaters hatte Harry wie ein Freund verkehrt und auf dieses Recht gestützt, hätte er sie immerhin bei ihren Verwandten aufsuchen können. Indeß, er mußte dies besser wissen — genug für sie, daß er da war. Schon seit mehreren Tagen ganz in ihrer Nähe und sie wußte es nicht!

Froh und weh ward ihr darüber zu Muthe, völlig zerstreut hörte sie auf Lydien's Geplauder, die noch immer zu schwatzte. Was sie sagte, verstand Felicie kaum. Der Schall der Worte, nicht deren Sinn schlug an ihr Ohr. In ihr lebte nur eine

Empfindung: endlich hatte sich die Erwartung erfüllt, mit der sie sich fast täglich erhoben. Harry war gekommen, nun wurde Alles gut. Die alte leidenschaftliche Liebe erwachte mit neuer Macht. Es war ordentlich, als pulsire neues Leben in ihr. Sie sprang so leicht und fröhlich aus dem eben daheim vorfahrenden Wagen, daß Lydia sie verwundert ansah.

„Dein Kopfweh scheint vorüber!“ sagte sie spitz.

„Gänzlich. Die Fahrt that mir wohl! Habe Dank für Deine Güte!“

Sie wartete gar nicht mehr auf Lydia, ihr voraus eilte sie in's Haus, völlig mit der einen Sorge beschäftigt: den Besuch Harry's nicht zu verfehlen. Bald würde er kommen, dessen fühlte sie sich sicher; denn die Erinnerung an sie hatte ihn ja hierher getrieben!

Elftes Kapitel.

Harry's Liebe.

O du Lieb' und Treu', o du blühender Wald!
Was lustig begonnen
Und leicht gewonnen,
Was ist es so bald
Im Winde verrauscht, im Wasser verronnen.

F. W. Weber.

Trotz aller Achtsamkeit Feliciens erfüllte sich ihr Wunsch nicht. Harry v. Croneck machte zwar mit zuvorkommender Höflichkeit noch selbigen Tages seine Aufwartung und wurde von dem Hausherrn und Lydia empfangen. Felicie befand sich dagegen um jene Zeit bei ihrer Tante, die heftig unter ihrer Migräne litt. Mit diesem Umstande oder auch mit einem tückischen Zufall galt es zu rechten, daß ihr eben das einzige Mal, da sie gewünscht, im Empfangs-salon zugegen zu sein, ein Strich durch die Rechnung

gezogen wurde. Sie fühlte sich bitter enttäuscht, als sie aus einem Tischgespräch entnahm, daß Harry bereits dagewesen sei. Was mußte er von ihr denken, die ihn gesehen und somit von seiner Anwesenheit gewußt, es dennoch nicht einmal ermöglicht hatte, ihm bei seinem Besuche zu begegnen. Hatte er nach ihr gefragt? war ihr nächster Gedanke. Doch vergeblich achtete sie mit heiß gerötheten Wangen auf das Loblied, welches ihre Verwandten dem gewandten jungen Cavalier sangen, indem sie seine feinen Manieren lobten und ihn seiner brillanten Tournüre wegen als neuen Lion der Gesellschaft priesen. Viel wußte man von ihm und über ihn zu sagen, doch das, was Felicie zu hören verlangte, kam nicht — ihres Namens wurde mit keiner Silbe erwähnt. Einmal stand sie auf dem Punkte, zu fragen: ob Herr v. Croneck sich nicht nach ihr, seiner alten Bekannten aus N., erkundigt habe; jedoch ein eigenthümliches Gefühl von Schüchternheit und Stolz ließ sie die Worte nicht aussprechen.

Sie wollte ihn gewähren lassen; denn obgleich sie sich sehr nach ihm sehnte, stand das doch fest bei ihr: er mußte sie suchen — sie konnte sich nur finden lassen. Zu ihrem Trost wies eine Gelegenheit dazu eben Lydia's eifriges Geplauder an. Zu der nächsten kleinen Soirée im Ronau'schen Hause war Herr v. Croneck bereits geladen.

Des jungen Mädchens warmes Herz jubelte auf. Nun mußten sie sich einander sehen, diesmal war ein Verfehlen nicht denkbar.

Nie, so lange Felicitas bei ihren Verwandten war, schmückte sie sich mit solcher Achtsamkeit und Sorgfalt, wie an dem Abend, an dem sie sicher war, ihren Verlobten wieder zu sehen. Ihre ganze Eitelkeit war mit einem Schlage erwacht. In einem förmlichen Anflug von Koketterie wählte sie, die bislang nur Halbtrauer getragen, um ihr lichtgraues Seidenkleid zu heben, eine Fülle weißer Spitzen und Granatblüthen — seine Lieblingsblume. Was ihr Mund nicht sagen durfte, sollte diese ihm verrathen.

Befriedigt über ihre Toilettenkunst, blickte sie in den Spiegel. Er warf ein schönes Bild zurück. Die dunkeln Blüthen in dem lichtbraunen Haar standen ihr sehr gut, ein Widerschein davon, lichtes zartes Roth hatte ihre etwas schmal gewordenen Wangen überzogen und machte das feine, klare Gesicht überaus liebreizend. Es war ungefähr, als wenn in ein stilles, schönes Bild plötzlich Leben gekommen sei.

Feliciens Augen strahlten, ihr Gang war elastisch, ihre ganze Erscheinung so überraschend anmuthig, daß ihre Verwandten sie ordentlich verwundert ansahen, als sie leichten Schrittes in den erleuchteten Salon kam.

Lydias Augenbrauen zogen sich etwas zusammen, ein Zeichen, daß die junge Dame pikirt war. Obgleich unsäglich selbstbewußt und eitel, machte doch keine dieser beiden Eigenschaften sie blind für die Vorzüge Anderer, vielmehr erkannte und übersah sie mit großer Schlauheit Alles und Jedes, was sie in Schatten zu stellen vermochte. So sah sie auch

jetzt sehr wohl Feliciens Liebreiz und war sich im selben Moment bewußt, nicht mehr unbestreitbar die Schönheit der Familie zu sein. Felicie konnte ihre Rivalin werden.

Noch während sie dies dachte, ging sie auf dieselbe zu.

„Wie entzückend frisch Du bist, Herz! Welch ein Glück — ich bin völlig abgespannt. Mama hat mich mit ihrer Nervosität angesteckt, sie plagte mich auch die ganze Zeit über durch all' ihre Sorgen. Nicht wahr — Du achtest jetzt ein wenig auf sie. Von Deinem Theetisch aus vermagst Du das leichter als ich, da ich mich der ganzen Gesellschaft widmen und eben für Mama die Honneurs machen muß."

Das Alles wurde nicht hochmüthig, nein, fast schwesterlich freundlich gesagt, dennoch fühlte Felicie einen Stachel darin. Wollte man sie absichtlich neben den Divan ihrer Tante bannen, sie, die ohnehin schon durch die Verwaltung des Theetisches in ihren Bewegungen beschränkt war?

Früher war es ihr ziemlich gleichgültig gewesen, welche Rolle man ihr zutheilte — nicht so heute. Vor Harry wollte sie nicht da stehen gleich einer geplagten Gesellschafterin, so einem unglücklichen Mittelding von dienstbarem Geist und gleichberechtigtem Familienglied.

Doch blieb ihr kein Ausweg. Constanze kümmerte sich einfach um nichts, als was ihr gerade zusagte, und ging dieserhalb in ihrer rücksichtslosen Art unbeirrt ihren eigenen Weg, Lydia aber flatterte mit bestechender Artigkeit in dem Salon umher. Von ihrer Nervosität blieb dabei nichts zu merken; sie war schöner, denn je, sprudelnd von Witz und Laune, mit einem zauberischen Lächeln, das ihren sorglosen, lebensfrohen Mienen einen bestrickenden Reiz verlieh, allezeit auf den Lippen. Nie hatten sich ihre Verehrer einer solchen Huld zu erfreuen gehabt, als heute, die mit einer Geschicklichkeit vertheilt ward, daß ein Jeder glaubte, der Bevorzugte zu sein.

Kein Wunder, wenn da gar viele Augen nur Lydia sahen und für die ernstere Schönheit des bescheidenen Mädchens, welches anmuthig den Thee=tisch verwaltete, kaum einen Blick hatten. Felicie hatte vollauf zu thun. Eine ängstlich geflüsterte Bitte ihrer Tante hatte sie wieder schnell willig gemacht, ihres Amtes mit aller Achtsamkeit zu walten.

Sie nahm den ihr zugewiesenen Platz wieder ein — in dem glücklichen Bewußtsein, Harry werde sie finden. Darin täuschte sie sich nicht, aber sie mußte auf die Erfüllung ihrer zuversichtlichen Er=wartung so lange warten, daß darüber ihr rosig überhauchtes, frohes Gesicht wieder bleich wurde und ihre strahlenden Augen traurig; denn auf ihre lebhafte Erregung senkte sich allgemach ein Druck, gleich kaltem Nachtfrost auf frische Blüthen.

Sie fühlte sich müde und gelangweilt durch ihren Vetter Oskar, der einmal wieder Gefallen an ihr fand. Er machte ihr fortwährend fade Complimente, bald ihre geschmackvolle Toilette, bald

die Grazie ihrer Bewegungen lobend, mit welchen sie den Durstigen den chinesischen Labetrunk darreiche.

Felicie waren diese dummen Schmeicheleien so lästig, daß sie froh war, wenn der Kreis um den Theetisch sich vergrößerte und somit ihre Beschäftigung wie ihre Unterhaltung lebhafter wurden. Zuweilen mußte Oskar die Vermittelung machen und ihr einen neuen Gast vorstellen. Aus diesem Grunde ertrug sie ihre Nähe, denn der neuen Gäste gab es diesmal ziemlich viele.

Längst hatte darunter ihr suchender Blick Harry's schlanke Gestalt herausgefunden. Seine in's Auge fallende Uniform kleidete ihm gut. Dessen war er sich sicher bewußt. Vergnügt und sorglos sah er aus, just wie ein glückverwöhntes Menschenkind, das auf seinen Wegen nur Rosen blühen sieht. Wie er in den Salon eintrat, überflog er diesen mit einem raschen Blick, der die ganze Umgebung in sich aufzunehmen schien, ehe er sich gewandt der Dame des Hauses näherte. Als er vor Frau

v. Ronau stand, trennten ihn nur wenige Schritte von Felicie, doch sah er sie nicht. Sie war durch Andere in Anspruch genommen und er völlig damit beschäftigt, bei der Hausfrau einen möglichst günstigen Eindruck hervorzurufen.

Sobald er in diesem Streben seine Galanterie genügend entwickelt, wandte er diese von der Mutter den Töchtern zu. Bei Constanzen prallte sie ziemlich ab, wurde dafür aber desto mehr von Lydia gewürdigt; lachend, scherzend und kokettirend sprachen Beide lange miteinander, ehe sie sich Felicie näherten.

Obgleich diese mit Anderen sprach, fühlte sie doch den beschleunigten Schlag ihres Herzens und hörte deutlich, wie Lydia's süße Stimme sagte:

„Nehmen Sie eine Tasse Thee, Herr Baron?" Und mit einem leisen Durchklang herablassender Güte, wie solche wohl begünstigten Untergebenen gegenüber angewendet wird, fügte sie bei: „Felicie, bitte, gieße eine Tasse Thee ein."

Felicie wandte sich rasch um. Groß und klar

richtete sich ihr Auge auf Harry. Er begegnete ihrem Blick; einen Moment hielt er denselben aus, dann verbeugte er sich tief. Feliciens Haltung ließ ihm auch kaum eine andere Wahl. Sie sah in diesem Moment vor innerer Erregung bleich, fast leidend aus, aber ihr schönes klares Auge blickte so stolz fragend, daß jeder Zoll an ihr die Dame verrieth. Lydia's Ton ging völlig verloren, und ihre Taktlosigkeit erregte selbst Oskars Unwille. Er beeilte sich, dieselbe wieder gut zu machen, wozu ihn Harry's tiefe Verbeugung ebenfalls gemahnen mochte.

Rasch fiel er ein: „Erlaube zunächst, liebe Felicie, Dir in unserm Gaste meinen neuen, verehrlichen Kameraden Baron von Croneck vorzustellen. Meine Cousine, Freiin v. Elmen!"

Wieder verbeugte sich Harry, aber diesmal spielte ein gewinnendes Lächeln um seinen hübschen Mund, indeß seine glatte Zunge versicherte:

„Mein gnädiges Fräulein, ich bin entzückt über die Ehre, Ihnen vorgestellt zu werden. Ihr Anblick

versucht mich indeß zu dem Glauben der Pythagoräer, nach welchem die Menschen verschiedene Epochen des Daseins durchzumachen haben und einander zu verschiedenen Orten und Zeiten in wechselnden Gestalten wiederbegegnen; denn vor noch nicht allzu langer Zeit habe ich ein braunlockiges, vor dem tollsten Ritt nicht zurückscheuendes Kind gekannt, welches ich glauben würde, in Ihnen wiederzusehen, wenn nicht eine so ernste, ruhige Dame mich anblickte!"

Scherzte er? oder was sollte diese Sprache? Jedenfalls verletzte deren Ton Felicie. Anders hatte sie sich das ersehnte Wiedersehen vorgestellt. Die Anspannung ihrer Nerven, unter der sie schon den ganzen Abend litt, rächte sich. Sie fühlte sich enttäuscht, laut hätte sie darüber aufschluchzen können, aber ihr Stolz half ihr. Den Ton, den er angeschlagen, nahm sie auf, doch ihr Wort war gerade und ehrlich. Als gnädiges Fräulein erwiderte sie nur ebenso formell, wie er gesprochen hatte:

„Für mich, Herr Baron, bedarf es des Glaubens der Pythagoräer nicht, um zu wissen, daß ich Sie in meinem väterlichen Hause freundschaftlich verkehren sah!“

Er begegnete ihrem Ernst mit ausgesuchter Höflichkeit. „Ich fühle mich geehrt und geschmeichelt durch die freundliche Erinnerung, die Sie mir bewahrt. Jene Zeit, wo ich mich unter die jungen Freunde Ihres Herrn Vaters zählen durfte, war mir eine sehr glückliche und in dem Andenken daran gestatten Sie mir wohl, Sie mit dem Vorrecht eines alten Bekannten begrüßen zu dürfen!“

Er bot ihr seine feine, wohlgepflegte Rechte entgegen, fast zaghaft legte sie die ihre hinein, aber wie sie den innigen Druck seiner Hand fühlte, kam neues Leben in sie. Freudiger schlug ihr Herz, und in dem frohen Bewußtsein, daß es dennoch „sie“ sei, welche er hier suche, hörte sie zerstreut auf das Wortgeklingel, mit welchem Andere sich jetzt in die Unterhaltung einmischten.

Wie viel auch für Beide die Begrüßung in sich schloß, faktisch hatte sie sich in ein paar Minuten abgespielt. Obgleich sie aber anscheinend streng formell und kurz gewesen, dauerte sie Lydia doch zu lange. Daß ihr Gast und Felicie sich bereits kannten, war ihr neu und wie es schien keineswegs angenehm. Die Artigkeitsphrasen, die nach ihrer Meinung zwischen den Beiden getauscht wurden, hielt sie für überflüssig, besonders da sie daneben stand und folglich Croneck's Aufmerksamkeit sich ohne Verzug zu ihr hätte zurückwenden müssen. Für diese Unterlassungssünde mußte sie ihren ungetreuen Vasallen strafen. Zu dem Zweck kam ihr eben ein anderer ihrer zahlreichen Verehrer gelegen in den Weg. Diesen plötzlich mit dem ganzen Sonnenschein ihrer Huld zu überstrahlen, war der Entschluß eines Momentes und ehe Croneck sich dessen versah, schritt seine schöne Begleiterin mit ihrem neuen Freunde in den angrenzenden Salon, von wo ihr helles, reizendes Lachen zurückklang.

Der Ton mußte Anziehungskraft üben, denn Harry benutzte augenscheinlich den ersten Moment, in dem neue Gäste zu Felicie herantraten, um sich zurückzuziehen und zwischen den zahlreichen Gruppen junger Leute zu verlieren. Fast den ganzen Abend kam er nicht mehr in Feliciens Nähe. Dagegen sah sie, wie beständig er Lydia suchte und sich dabei bestrebte, liebenswürdig zu sein. Dieselbe kokettirte ersichtlich mit ihm, und ihre kühle, zugleich jedoch wieder reizende, berechnete Gleichgiltigkeit that vollständig ihre Wirkung.

Felicie konnte dies indeß nicht fortwährend beachten, sie war selbst zu hübsch, um lange ignorirt zu werden. Uebersahen auch Manche das blasse, stille Mädchen neben der lachenden, blühenden Lydia, so fanden sich doch immerhin noch genug solcher Leute, die Feliciens Unterhaltung suchten. Für sie selbst war dies eine wahre Pein. Sie dachte einzig an Harry, und obgleich sie sein Benehmen nicht begriff, war doch ihr Mißtrauen gewichen. Die

Liebe vertraut eben gar gern und dieserhalb auch oft zu leicht.

Harry mußte irgend welche Gründe haben, die ihn bestimmten, ihr in dieser Weise zu begegnen. Später würde sich das Alles aufklären. So urtheilte Felicie und vertraute aufs Neue seiner Liebe und Klugheit. Sie wollte geduldig den zu einer Erklärung günstigen Moment erwarten. Er machte ihr die Geduld recht schwer, denn leicht mußte sich inmitten des geselligen, lauten Treibens und Spielens die Gelegenheit zu ein paar verständigenden Worten ergeben, falls Harry ihre Sehnsucht danach getheilt hätte. Auf die Dauer konnte Felicie sich dies nicht verhehlen, und das fortwährende Schwanken zwischen Vertrauen und Fürchten machte sie, die aufrichtig gerades Handeln hochschätzte, allmälig ganz elend. Tief fühlte sie aufs Neue ihren ersten Fehler, sich auf Heimlichkeiten eingelassen zu haben. Die Consequenzen davon mußte sie heute bitter empfinden. Bitterkeit war es denn auch, die ihr junges Herz

ganz zu erfüllen begann, als Harry sich endlich ihrer erinnerte. Die junge, lustige Welt hatte einen Tanz improvisirt, sich dabei köstlich amüsirend. Felicie nahm daran Theil ohne etwas von Vergnügen dabei zu empfinden; es blieb ihr völlig gleichgiltig, mit wem sie sich dort im Kreise drehe und wessen Worte an ihr Ohr schlugen. Sie hörte nur zerstreut zu; anders, als sie endlich Harry's Stimme dicht neben sich vernahm. Leichten, nichtssagenden Tones sprach er zu ihr, sie entsprach seiner galanten Bitte und wirbelte im nächsten Moment mit ihm durch den Saal. Nun konnten sie ungestört zu einander reden.

„Felicie, wie schön Du geworden bist — und wie lieb von Dir, daß Du unserer einstigen Freundschaft nicht vergessen!"

Es lag etwas so seltsam Nachlässiges in seinen Worten, das Felicien's warmes Gefühl kränkte. Gepreßt antwortete sie:

„Ich habe mir unser Wiedersehen anders erwartet, Harry! Wozu diese Komödie?“

„Mein Himmel, Felicie, in diesem Hause wird viel Komödie gespielt, warum sollten da nicht auch wir unsere Rollen wählen?“

Sie konnte ihm nicht antworten. Trotz all seiner äußern Vorzüge fand sie ihn in diesem Augenblick geistig so leicht und gering, daß sie vor ihrer eigenen Empfindung erschrak. Zum Erstenmale fühlte sie sich tief innerlich versucht, ihn für falsch zu halten. Ja, — er spielte Komödie, aber mit wem? Sollten Andere, oder sie getäuscht werden?

Sie wußte es nicht — nur eine Ahnung ging ihr auf, daß bei der Leichtfertigkeit, die sich in Harry's ganzem Wesen widerspiegelte, er es mit Gewandtheit verstehen würde, just die Rolle zu übernehmen, die ihm gerade zusagte.

Doch die Erkenntniß von dem Unwerthe einer geliebten Person bricht sich selten rasch Bahn. Bei einer Liebesfähigkeit, wie Felicie sie besaß, brachen

nur langsam alle die Fäden, welche junge, leidenschaftliche Zuneigung gewoben, um an denjenigen ihr Herz zu ketten, dem sie einmal dessen bestes, edelstes Gefühl geschenkt hatte.

Daß sie damit thöricht, voreilig gehandelt, daß sie sich selbst in Beurtheilung Harry's getäuscht, davon beschlich — wie gesagt — vorerst nur eine Ahnung ihre Seele, aber die genügte, sie mit tiefem Weh zu erfüllen.

Harry hingegen lachte sorglos; er schrieb ihr Schweigen dem Umstande zu, daß der Tanz eben zu Ende ging und schien völlig abgeneigt, eine Fortsetzung des Zwiegespräches zu wünschen; denn er steuerte sofort der munterſten Gesellschaft zu.

Felicie errieth seine Absicht. Sie störte ihn nicht in Erreichung derselben, doch überließ sie sobald als thunlich Lydia ihren Platz und zog sich unbeachtet aus dem lauten Treiben zurück. Mechanisch erfüllte sie den Rest des Abends hindurch alle Höflichkeitspflichten, aber während sie

ging und stand, sprach und antwortete, hatte sie innerlich ein Gefühl: als sei ihr jemand sehr Liebes gestorben, nur wußte sie nicht, war's Wahrheit, oder stand sie unter dem Drucke eines bösen Traumes.

Nein, kein Traum, bittere Wahrheit war's. Den kommenden Tagen blieb es jedoch vorbehalten, dies Felicien zum Bewußtsein zu bringen. Seit dem Gesellschaftsabend, der Harry in den intimern Bekanntenkreis bei Ronau's eingeführt, verkehrte er häufig daselbst. Er vermied Felicie keineswegs, begegnete ihr vielmehr mit solch leichter ungezwungener Artigkeit wie Jemand, der sich dazu berechtigt hält durch den früheren freundschaftlichen Verkehr in ihres Vaters Haus. Wie freundschaftlich die einstigen Beziehungen zu ihr selbst gewesen, das verleugnete er jedoch gänzlich, vielleicht hatte er es gar vergessen. Jedenfalls gab er sich diesen Anschein und spielte niemals mehr seiner Verlobten gegenüber auf das gewechselte Versprechen an. Natürlich folgte sie darin seinem Beispiel.

Ihre weibliche Würde verbot ihr, seiner zwar in höflicher Form, aber dennoch augenfällig gezeigten Gleichgiltigkeit anders als mit eben solcher zu begegnen, denn :

„Wenn Lieb beginnt zu kränkeln und zu schwinden,
So nimmt erzwung'ne Höflichkeit sie an."

An dies Shakespear'sche Wort fühlte sich Felicie oft gemahnt, da sie nun fast täglich mit Harry zusammentraf. Er war rasch ein gern gesehener Gast in der Familie ihrer Verwandten geworden und galt bald in den Augen der Welt für Lydiens bevorzugter Bewerber. Sie mußte ihn im Sturm erobert haben und ließ es auch nicht daran fehlen, die goldene Kette, welche sie um ihren Gefangenen geschlungen, sachte aber sicher enger zu ziehen.

Felicie muße es sehen, daß Harry's wetterwendischer Sinn sich von ihr abgewandt, daß — leicht und oberflächlich, wie er war — er sie bereits aufgegeben hatte, dennoch, etwas so Seltsames ist

es um die Widersprüche im menschlichen Herzen, vermochte sie auch nicht ganz an seine Untreue zu glauben. Bei der eigenen Gefühlstiefe besaß sie eben jenen Glauben, der Berge versetzen kann. Um zu begreifen, wie übel sie diesen Glauben angewandt, wie völlig sie sich in Harry geirrt, dazu bedurfte es für sie noch mehr bitterer Erfahrung, die denn auch nicht auf sich warten ließ, bei dem lebhaft um sie her florirenden Verkehr.

Ziemlich lang herrschte dabei Sonnenschein, plötzlich jedoch drohte Sturm. Ein Tag kam, an dem die schöne Lydia unleidlich war, sie hatte sich mit ihrem Lieblingsbruder Oskar gezankt und es bedurfte dessen ganze Schmeichelei, sie wieder zu versöhnen.

Er ließ sich dies angelegen sein, denn er wünschte etwas von ihr. Bald kam es indeß zum Vorschein.

Felicie, welcher der ganze Vorgang widerwärtig däuchte, konnte nicht umhin, ihn zu vernehmen, da die Beiden laut genug mit einander ver-

handelten. Oskar saß, wie gewöhnlich in Schulden und Lydias Hülfe war nöthig, um vermittelst irgend eines plausibeln Grundes bei dem gestrengen Herrn Papa Gelder flüssig zu machen. Die Schwester zeigte diesmal wenig Lust, gefällig zu sein. Oskar hatte sie geärgert. Er hatte zu begeistert von einem schönen Judenmädchen gesprochen, dessen Vater die sprüchwörtliche Ressource war für alle jungen, geldbedürftigen Verschwender. Lydia kannte recht gut die Beziehungen, in denen auch ihr Bruder zu dem alten Geldleiher stand und hatte wenig dagegen, wenn der Jude sein Geld riskiren wollte.

Dafür mochte Oskar immerhin der hübschen Lea ein wenig den Hof machen, aber nimmer anders als in frivoler Spielerei. Seine heutige Begeisterung hatte sie deshalb unangenehm berührt, und Oskar griff in dem Bestreben, sich geschickt aus der Affaire zu ziehen und ihren Aerger von ihm abzulenken, zu einem mißlichen Mittel, indem er spöttisch die Frage hinwarf:

„Und meinst Du etwa, daß nicht noch andere Leute als ich, sich glücklich schätzen, intim bei Ben Israel und seiner schönen Tochter zu verkehren? Frage einmal Deinen Harry darum! Er steht mit Ben sehr intim und ist der reizenden Lea ein nicht minder ergebener Diener wie meine Wenigkeit!"

„Das ist nicht wahr!" brauste Lydia auf.

„Nicht?" lächelte Oskar ironisch, fügte aber nun selbst gereizt hinzu: „In einer Art hast Du recht; denn er bemüht sich vergeblich um Lea's Liebe, während dieselbe mir gehört."

Lydia zog die Achseln verächtlich in die Höhe.

„Daß Du ein eingebildeter Geck bist, weiß ich längst, und ein Schwätzer dazu. Harry fragt nichts nach dem Judenmädchen, er hat nur Geschäfte mit dessen Vater."

„So! dann schenkte er wohl, um den Vater bei den Geschäften traitabler zu machen, dem Judenmädchen das reizende antike Medaillon mit Brillanten?"

Lydia stutzte und betrachtete Oskar mit bösem Blick. Er begegnete demselben herausfordernd.

„Du sollst sehen, welch' Schwätzer und eingebildeter Geck ich bin! Hier ist der reizende Schmuck, den Croneck gestern an Lea schenkte, weil sie Gefallen daran geäußert, doch sie überließ ihn sofort mir, damit ich nicht eifersüchtig würde. Es ist ein allerliebstes Schmuckstück, wie Du selbst hier sehen magst!"

Lydia ergriff mit beiden Händen das Dargebotene, aber auch Feliciens Hand entsank die Näherei, an der sie bisher schweigend gearbeitet.

Ihre Augen suchten den Schmuck. Zwischen Lydiens rosigen Fingern sah sie ihn glitzern. Kein Zweifel blieb, sie sah das antike Medaillon ihrer Mutter, das liebste und werthvollste Andenken, welches sie je besessen, und von dem sie sich nur getrennt, um es Harry in der Abschiedsstunde zu geben. Welchen Werth aber hatte der dem Andenken beigemessen, daß er es diesen Weg hatte gehen lassen! Was ihn an sie erinnern mußte, ver-

schenkte er achtlos in frivoler Spielerei. Das Andenken an ihre Mutter schien Felicie förmlich entwürdigt und sie war versucht aufzuspringen und Lydias Händen ihr Eigenthum zu entwinden. Aber — war es denn noch ihr Eigenthum? Nein, leichtsinnig, übereilt hatte sie es einst weggegeben, gleich ihrer reinen, jungen Liebe. Nun mußte sie die Strafe für ihre Unbedachtsamkeit tragen und mußte dabei dankbar sein, daß die von ihr eingegangene Verpflichtung nun ihre bindende Kraft verlor. Das sah sie klar, aber die Erkenntniß, Jemanden, den man von ganzem Herzen geliebt, dieses Gefühls unwerth zu finden, birgt einen Stachel in sich, der desto schmerzlicher verwundet, je tiefer jenes Gefühl gewesen.

Darum krampfte sich Feliciens Herz in heißem Schmerz zusammen, unterdeß Lydia mit glänzenden Augen das Medaillon betrachtete und die Brillanten im Lichte glitzern ließ.

„Sie sind echt und entzückend schön!“ erklärte

sie völlig begeistert; denn ihr Aerger war für den Moment wie weggeweht.

Oskar nahm schlau den günstigen Augenblick wahr.

„Für Dich, Lydia, haben dieselben dazu noch einen besonderen Werth, da sie bislang Deinem Herzblatt gehörten. Soll ich sie Dir dieserhalb großmüthig schenken?“

„Wolltest Du das wirklich thun, Brüderchen?“ fragte sie schmeichelnd.

„Gewiß, falls Du dagegen die Sache mit Papa arrangirst.“

Das Mädchen sann einen Moment nach.

„Gut, Oskar, es sei! Der Tausch gilt!“

Lachend griff er nach seiner Mütze; er hatte seinen Zweck erreicht.

„Vergiß nur nicht, das, was geschehen muß, bald zu besorgen, ich muß morgen den Wechsel einlösen. Verstanden?“

Lydia nickte nur; mit dem Schmuck in der

Hand ging sie gleichsam triumphirend davon. Weder ihr Bruder, noch sie hatten auf Felicitas geachtet. Allein diese blieb zurück. Keine Thräne stieg ihr ins Auge. Erst später, in der Einsamkeit des eigenen Zimmers, lernte sie fühlen, daß die Thränen, welche um die Lebenden geweint werden, unsäglich bitterer sind, als die um die Todten.

Zwölftes Kapitel.

Bittere Erfahrung.

Entsagung macht stark, und die Nichterfüllung eines jugendlichen Wunsches kann dem Charakter eine viel edlere Richtung geben, als er bisher hatte.

Gräfin Hahn-Hahn.

Eine Lustbarkeit jagte die andere; denn die Wintersaison drängte ihrem Ende entgegen. Der Karneval stand vor der Thür. Die Vorbereitungen dazu hielten die junge Welt in Athem. Charaden, lebende Bilder, Maskeraden belebten die verschiedenen geselligen Vergnügen, entzückten die glückliche Jugend im Allgemeinen und boten der Eitelkeit des Einzelnen eine Menge Chancen, sich zur Geltung zu bringen.

Unter denen, welche jene benutzten, blieben die Ronau'schen Damen nicht die letzten. Was in ihrem elterlichen Hause durch der Hausfrau Kränklichkeit an großartiger Gastlichkeit versäumt worden, mußte der Regierungsrath noch nachholen. Er gab einen Maskenball. Lydia hatte dies gewünscht und natürlich auch durchgesetzt. Sie war die Seele des ganzen Arrangements und zwar mit solchem Schwunge, daß sie die Anderen mit fortriß. Selbst Constanze trat aus ihrer üblen Laune heraus, neue Interessen schienen bei ihr zu erwachen. Obschon sie vor wie nach oft mit Spott, selbst mit unverhohlener Grobheit ihre Ansichten äußerte, blitzte doch wieder häufiger dazwischen ein besserer Geist durch, der zwar gerade keine Fülle von Nächstenliebe, aber doch ihre im Grund ehrliche Natur verrieth. Ihr Zorn gegen Felicie mußte verraucht sein. Sie bewies derselben wenigstens keine schroffen Rücksichtslosigkeiten mehr — zuweilen sogar leuchtete etwas wie Theilnahme bei ihr auf, wenn ihre scharfe

Beobachtungsgabe sie Feliciens leidendes Aussehen nicht ganz ignoriren ließ.

Felicie stand in der That unter einem zu fühlbaren geistigen Druck, als daß ihr Wesen sich völlig hätte gleich bleiben können. Alle ihre Anstrengungen dazu reichten nicht aus, und zwischen dem seltsam müden, traurigen Ausdruck ihrer Augen und der forcirten Lebhaftigkeit, mit der sie ihrerseits bei den häuslichen Festvorbereitungen thätig war — lag ein schneidender Contrast. Doch Wenige fanden Zeit, dies zu beobachten. So brach der Abend zu dem sorgfältig vorbereiteten Fest an. Rasch entwickelte dasselbe sich zu lichtem Glanze. Mitten darin verlor sich fast gänzlich das bescheidene Gewand der schlichten Pilgerin, in welche Felicie sich verwandelt hatte. Da sie einmal eine Maske wählen mußte, hatte sie kein ihrer Stimmung besser entsprechendes Kostüm zu finden gewußt. Einfach, aber mit Geschmack, sinnreich war dasselbe ausgeführt, und der, welcher sich die Mühe nahm, die auf den

ersten Blick Unscheinbare einen Moment länger in's Auge zu fassen, der fand bald, daß sie an Lieblichkeit und Schönheit sich sehr wohl messen konnte mit all' den glänzend bunten Gestalten, die hier aus allen Ländern und den verschiedenen Zeitaltern zusammen gewürfelt erschienen. Ihr sinniger Ernst paßte zu der Pilgerin, unter deren breitem Muschelhut das zarte, leicht vom Leiden angehauchte Gesicht, umrahmt von der Fülle weicher, lichtbrauner Haare, einen reizend fremdartigen Ausdruck gewann.

Felicie wußte es aber selbst nicht, wie hübsch und interessant sie aussah.

Sie hatte den Glauben an ihre Anziehungskraft verloren. Sie dachte nur an ihr inneres Leid und zuweilen flogen dabei die Gedanken zu jenem, der ihretwegen als wirklicher Pilger wieder hinaus in eine fremde, kalte Welt gewandert war. Sie wußte, daß Walther sich vor einigen Tagen in Marseille wieder eingeschifft hatte, dennoch drängte sich ihr unwillkürlich der Gedanke auf, wie es wohl

sein würde, wenn er hier inmitten dieses bunten Gewühls in ihrer Nähe wäre? Wenigstens einen Freund hätte sie dann gehabt und sich mitten unter Menschen nicht so schrecklich einsam gefühlt. Doch der Freund fehlte, sie selbst hatte ihn fortgewiesen. Unter Fremden war ihr Platz — und wie es einer Pilgerin geziemte, zog sie zwischen diesen hin.

Natürlich hatte sie manches Wort zu tauschen, manche galant angebotene Begleitung zu pariren, geistreich zu scherzen, scherzend zu disputiren, aber sie fühlte sich dabei müde, ohne jeglichen Wunsch. Nicht einmal der regte sich in ihr, daß der reizende Hofcavalier von Louis XV. zu ihr kommen möge. Hätte sie die letzte Erfahrung noch nicht gemacht, nicht selbst ihr Medaillon in Lydia's Händen gehabt, dann würde sie wohl heute sich — der Pilgerin — bezüglich des stolzen Cavaliers aufgetragen haben:

»Si tu le vois, dis-lui, que je l'adore,
Rappelle-lui qu'il m'a promis sa foi.

Demande-lui s'il me regrette encore
S'il s'en souvient d'avoir vécu pour moi!«

Nun aber hatte sie ihm nichts mehr zu sagen. Und dennoch stach es ihr in's Herz — ihn fortwährend gleich einem schillernden Schmetterling die strahlend schöne Marquise umflattern zu sehen, welche in ihrem Costüme à la Pompadour Alle überstrahlte. Auf diese schöne Maske ließen sich füglich die Worte des kleinen Gedichts von der Frau Welt anwenden:

„Sie girrt und lockt und spannt ihr Netz,
Ihr Netz mit seidnen Maschen:
Und wer ein leichter Finke ist,
Der läßt sich schnell erhaschen!"

Harry und Lydia gefielen einander augenscheinlich am besten, obgleich sie Allen reizend schön in den reichen goldstrahlenden Costümes erschienen. Ein stolzer Spanier machte die stille Pilgerin darauf aufmerksam — sie lächelte nur, ein prunkvoll gekleideter, etwas zudringlicher Türke belästigte sie mit seiner Galanterie — sie wies ihn resolut ab. Sie kannte den Muselmann Oskar, den die Ab-

wesenheit seiner schönen Lea in dieser Gesellschaft durchaus nicht hinderte, sich köstlich zu amüsiren. Er mochte das thun, nur nicht mit ihr; darin blieb die Pilgerin resolut, der Türke mußte abziehen. Nun wanderte sie ein paar Minuten lang unbehelligt — da plötzlich vertrat eine Zigeunerin ihr den Weg, hell ein paar Kastagnetten zusammenschlagend. „Arme, stille Pilgerin," grüßte sie halb freundlich, halb spöttisch, „ruhe ein wenig, laß Dich unterhalten durch meine Kunst! Willst Du, so zeige mir Deine Hand und ich lese darin. Vergangenheit und Zukunft durchschaue ich; aus welcher willst Du hören?"

„Aus welcher es Dir gefällt zu sprechen, schöne Lügnerin!"

„Eine solche bin ich nicht, gewiß nicht;" erwiderte die Andere rasch und ernster, als zur Sache nothwendig gewesen. Deshalb setzte sie auch wohl lächelnd hinzu:

„Meine Worte sind oft kurz und rauh, aber ich spreche die Wahrheit."

„Nun, so sprich! Hier ist meine Hand!“ erklärte Felicie begütigend.

Die Andere nahm die Hand und sah, ihrer Rolle gemäß, prüfend deren innere Linien an, ehe sie leise sagte:

„Du leidest innerlich — jetzt in dieser Stunde, wie bereits alle die letzten Wochen hindurch. Du leidest dasselbe, was Du Andere zu leiden gelehrt hast — Eifersucht! Dazu warst und bist Du eine Thörin! Du warfst das Glück weg, da es sich Dir bot, und läßt Dir von Andern spielend nehmen, was Dir gehörte! Willst Du zu dem Spruch noch meinen Rath: So gib auf Deine Geduld! Sprich unverhohlen, und Du wirst gerächt!“

Betroffen blickte Felicie auf, sie fühlte eine ernste Meinung in den Worten der Zigeunerin durch, obgleich diese niemand anders als Constanze war. Die Hand, welche sie dieser nun rasch entzog, zitterte leicht, und ehe es ihr gelang, scheinbar unbefangen der Weisheit der Sibylle mit einem Scherze zu be=

gegnen, hatte dieselbe sie ebenso jäh, wie sie vorhin vor ihr gestanden, verlassen und sich in dem Masken=gewoge verloren. Felicie suchte dieses zu vermeiden; ganz mit dem in ihr angeregten Ideengang be=schäftigt, wanderte sie weiter und stieß dabei auf ihre Tante, welche sofort ihren Arm zur Stütze be=anspruchte.

„Wie bin ich froh, Dich zu finden, liebes Kind, komme einen Augenblick mit mir, ich fühle mich so angegriffen.“

Die schwache Frau sah sichtlich erregt aus und förmlich zitternd vor Hast strebte sie in das kleine, für sie reservirte Boudoir zu kommen.

Felicie trat mit ihr dort ein.

„Was giebt's, beste Tante?“ forschte sie zärtlich besorgt.

„O Kind — ich fühle mich gar bewegt — ob=gleich nur vor Freude — denke Dir, Lydia — o! da ist mein Mann! Er muß es zuerst erfahren, aber Felicie, bleibe nur bei uns.“

In der alten, ihr zur Gewohnheit gewordenen Zaghaftigkeit hielt sie deren Hand fest, während sie einen Schritt ihrem Gatten entgegen ging. Der hatte ihre Entfernung bemerkt und kam besorgt, um nach ihrem Befinden zu fragen.

„Fühlst Du Dich angegriffen, meine Liebe?"

Sein gütig patronisirender Ton, als wenn er zu einem hülflosen Kinde redete, übte auf sie die alte Wirkung.

„Nein — Ewald — o, ich bin nur ein wenig erregt — ich habe Dir etwas zu sagen — hoffentlich bist Du zufrieden damit — soeben hat sich Baron Croneck unserer Lydia erklärt — sie haben sich mir bereits als Verlobte präsentirt. Morgen will Croneck bei Dir um unsere Tochter werben — er fragte, wann Du ihn empfangen willst?"

„So!" Des Regierungsraths Stirne zog sich kraus. „So, sie haben sich Dir bereits präsentirt als Verlobte, nun das hat sich ja eilig! Wir wollen aber dennoch lieber bis morgen warten, ehe wir die

Beiden so nennen.“ Die gute Frau erkannte sofort den in ihrem Eifer gemachten faux pas, sie schmiegte sich schüchtern an ihren Gatten an.

Felicie aber hörte nicht mehr, was die Beiden weiter verhandelten, mit dem Einen hatte sie völlig genug vernommen. So wie sie daher ihre Hand frei fühlte, schlüpfte sie aus dem Gemach. Constanzen's Worte schwebten lebhaft vor ihrem Geist. Was ihr vorhin darin noch dunkel gewesen, das verstand sie nunmehr sonnenklar. Wie aber hatte jene gewußt, daß Harry's Liebe und Treue ihr versprochen gewesen? Sie hielt sich indeß bei dieser Frage nicht auf, ihre Gedanken hafteten zu sehr bei der Thatsache, daß Croneck sich auf's Neue verlobt hatte, ohne es nur nothwendig zu erachten, vorerst sein ihr verpfändetes Wort zu lösen. Die Nichtachtung und Herzlosigkeit, die darin lag, empörte sie noch mehr als alles Andere.

Kaum wissend wie, war sie in eines der stilleren Vorzimmer gekommen. Neben einem

Blumentische, wo sich ein ziemlich verstecktes Plätzchen bot, setzte sie sich nieder. Das Stimmengeschwirr und -Gewirr in dem angrenzenden Saale kümmerte sie wenig; sie achtete gar nicht darauf und wünschte nichts mehr, als daß man von dort aus eben so wenig auf sie achten möchte. Nicht in diese bunte Welt, aber in eine andere — in die große, weite Welt mußte sie nunmehr hinaus; denn so schnell als möglich den Wanderstab zu ergreifen, um auszuwandern aus diesem Haus, wo sie so tödtlich verletzt worden, das war der Vorsatz, der in ihrem Geiste darnach rang, eine bestimmte Form zu erlangen.

In diesen Erwägungen störte sie eine bekannte Stimme. Der schöne Marquis aus dem frivolen Hofstaat von Louis Quinze sprach sie flüsternd an.

„Schöne Pilgerin, Dich habe ich gesucht, ich möchte Dich um die Gunst bitten, ein paar Worte vertraulich mit Dir reden zu dürfen?“

Felicie sprang auf. Harry's Stimme, und

mehr noch die vertrauliche Anrede, das „Du“, welches er mit dem Recht der Maskenfreiheit gebrauchte, rief lebendig die ganze Vergangenheit wach und mit dieser den Schmerz und den vollen Stolz ihres Herzens.

Mit aller Macht bestrebt, ihrer Stimme Festigkeit zu verleihen, sagte sie klar:

„Wirklich, Herr v. Croneck, Sie erinnern sich — mir noch Etwas zu sagen zu haben?“

Die ruhige Vornehmheit ihres Wesens genirte ihn; er fühlte sich plötzlich unsicher und befangen, doch nur momentan. Ein Gemüth von solcher Oberflächlichkeit wie das seine besaß zu getreue Verbündete an keckem Leichtsinn und frecher Eitelkeit. Die halfen ihm, sich schnell zu fassen. Die Zurückweisung seiner Vertraulichkeit durch Felicien's bestimmte Anrede ignorirend, entgegnete er mit einer gewissen Sentimentalität:

„Felicie — zürne mir nicht darüber, daß ich Lydia liebe! Vom ersten Augenblicke an, da ich

sie sah, flog mein Herz unwiderstehlich ihr zu und seitdem hat sie mich immer mehr an sich gekettet mit den goldenen Banden ihrer Liebe. Wer kann gegen die Macht seiner Gefühle! Sieh, Felicie, unserer kindlichen Jugendschwärmerei waren nun einmal die Verhältnisse entgegen, es würde daher unklug gewesen sein, dieser Liebeständelei Gewicht beizulegen, deshalb dachte ich durch einfache Ignorirung derselben — Dir und mir am leichtesten über etwaige kleine Verlegenheiten bei unseren geselligen Beziehungen hinweg zu helfen. Dies war bislang meine Meinung, indeß nun ich im Begriffe bin, Lydia offen meine Liebe zu gestehen, möchte ich versichert sein, daß Deine Ansicht hierin mit der meinen übereinstimmt und unsere einstige Liebesschwärmerei auch Deinerseits in Vergessen und Schweigen begraben wird!"

Seiner langen Rede kurzer Sinn war Felicien klar. Wie erbärmlich stand der schöne bestechende

Harry in dem goldstrotzenden Costüme da vor ihr! Falsch war und blieb er bis zuletzt.

Wie er ihr einst gelogen, so log er wieder. Ohne Rücksicht auf sie hatte er sich bereits mit Lydia verlobt, hielt es aber gerathen, sie darüber zu täuschen, um sich durch die scheinbar ihr gezollte Rücksicht eher ihres Schweigens zu versichern. Unwahr, leichtfertig war er eben bis ins Herz hinein. Und diesen Menschen war sie einst geneigt gewesen, mehr zu lieben, wie ihrer Seele Seligkeit! An ein Wesen von so untiefem Gemüth, so unherzlichem Herzen hatte sie ihr Sinnen und Denken seit Monaten, ja Jahren verschwendet!

Kein Wunder, daß sie bei dieser Erkenntniß eine tiefe Scham überkam. Dies Gefühl trieb ihr eine lichte Röthe ins bleiche Antlitz und den seltsamen Ausdruck in die stolzen Augen, indeß sie einfach erwiderte:

„Gewiß, Herr v. Croneck, da nach Ihrer Ansicht ein heilig gegebenes Versprechen nur eine Liebes-

tändelei ist, so werde ich sicherlich bestrebt sein, zu vergessen, daß ich einst in Liebe und Treue einem Manne vertraute, der meiner Achtung nicht werth ist!"

Selbst seine glatte Leichtfertigkeit reichte nicht aus, um diese Worte zu pariren; noch während er vergeblich nach einer zweckentsprechenden Aeußerung seiner Gefühle rang, überhob ihn Felicie dieser Mühe, indem sie hoch und kühl meinte:

„Ich glaube, Herr v. Croneck, nunmehr haben wir Beide einander nichts mehr zu sagen," worauf= hin sie ihm achtlos den Rücken wandte.

Sie wünschte dringend, ihn los zu sein; denn sie fühlte ihre Kraft schwinden.

Zu ihrer unsagbaren Erleichterung begegnete sie Victor, der eben bescheidentlich in das Gemach hineinlugte. Derselbe war unmaskirt, er nahm überhaupt an dem Vergnügen noch keinen activen Antheil, sondern amüsirte sich lediglich damit, stille Beobachtungen zu machen, zu welchem Zweck er selbst gern im Hintergrund blieb. Er war froh, Felicitas

zu finden und wollte eben diese Freude aussprechen, als ihm ihr todtblasses Aussehen auffiel.

„Bist Du krank?“ fragte er förmlich bestürzt. Felicie verneinte matt:

„Nein, nur müde, Victor. Einer armen Pilgerin gleich mir ist dies nicht zu verdenken. Aus diesem bunten Gewühl muß ich heraus! Ich bedarf nichts — als Ruhe!“

Ja, Ruhe bedurfte sie, aber wo selbe finden, da ihr eigen Herz ruhelos war!

So tapfer sie dieses zu stählen suchte, es zitterte und zagte ihr doch in dem Sturm, den die nächstfolgenden Tage ihm brachten. Da Lydia triumphirend, siegesstrahlend sich ihr als Harry's Braut präsentirte, da laut und lobpreisend die Verlobung als fait accompli gefeiert wurde, da fühlte und empfand Felicie mit schneidender Gewalt die Versuchung, welche in Constanzens Rath lag. Sie verstand denselben jetzt sehr gut, und Rache zeigte sich ihr mit süßer Verheißung in lockendem Licht.

Es mußte Wonne darin liegen, diese übermüthige, eitle Lydia zu demüthigen, ihr zu zeigen, wen sie erobert. Sie durfte nur sprechen, nur ihrem Oheim den Sachverhalt klar legen, um zu erfahren, wie dessen Gerechtigkeitssinn über die goldenen Bande urtheilen würde, welche nach Harry's eigenen Worten ihn und Lydia aneinander gekettet. Unabsichtlicher Weise hatte derselbe da einmal die Wahrheit gesagt. Goldene Bande waren es.

Die schöne Lydia war eines reichen Mannes Kind, der demselben hinreichend Mitgift gab, um den verschuldeten, mit dem eigenen Vater brouillirten Cavalier über eine mißliche Situation hinweg zu bringen. Dieser Erwägung verdankte Lydia ihren Sieg und Felicie die glückliche Loslösung aus einer jugendlichen Verirrung.

Aber noch warf dieselbe dunkle Schatten über ihr junges Leben. Felicie empfand in dem Bewußtsein, ihrerseits die frische Blüthe reiner, wahrer Liebe und innigen Vertrauens weggeworfen

zu haben in den Staub eines verweltlichten, flatterhaften Herzens eine tiefe Demüthigung.

Was sie an Harry geknüpft, war unheilbar zerrissen. Auch ihn gedemüthigt zu sehen, versprach ihrem verletzten Stolz eine Genugthuung. Indeß schnell siegten ihre in jüngster Zeit gewonnenen edleren Gefühle und bessern Grundsätze über Constanzen's verlockenden Rath. Ihre ganze Rache sollte in Schweigen bestehen. Aber durfte sie das? Dies bildete eine Gewissensfrage. Durfte sie Harry's Handlungsweise ihrer Cousine verschweigen? Ein bitteres Lächeln rief diese Erwägung bei ihr hervor. Lydia wußte um Cronecks Tändelei mit der schönen Lea und fand sie — entschuldbar. Ziemlich in gleichem Sinne würde sie das einstige Verhältniß zwischen Harry und ihr aufgefaßt haben, sicherlich aber bei ihrer eigenen Oberflächlichkeit keinen Grund darin sehen, an Harry's Werth zu zweifeln.

Wie nahe Felicie mit diesem ihrem Urtheil der Wahrheit kam, sollte ihr rasch bestätigt werden.

Es war wenige Tage nach ihrer geschlossenen Verlobung, als Lydia in hoher Erregung ihre Cousine aufsuchte, um mit Thränen und schmeichelnden Worten von dieser eine Gunst zu erbitten. Und während sie in voller Aufregung sprach, trat es zu Tage, daß sie um Harry's Verlöbniß mit Felicie gewußt, es jedoch als einen überwundenen Standpunkt betrachtet habe. Leider aber — fuhr sie in ihren naiven Geständnissen fort — sei ihr Vater darin anderer Ansicht wie sie, weswegen es zwischen ihm und ihr eine bittere Auseinandersetzung gegeben habe. Von dem alten Baron Croneck selbst, der seinem Sohn grolle und nichts Gutes gönne, sei ihr Vater von der Sachlage in Kenntniß gesetzt worden, woraufhin der nun darauf bestehe, zu wissen, ob sie — Felicie — Harry sein Wort zurückgegeben habe?

Um diese Versicherung zu erlangen, fordere er unbedingt, daß mit ihr Rücksprache genommen werde, ein Schritt, zu welchem sie sich entschlossen,

damit die delicate Angelegenheit unter ihnen bleiben möge!

Felicie durchschaute die kluge Politik vollständig, nöthigenfalls sollte ihr ein Entsagen abgeschmeichelt werden. Dieß Beginnen, Lydia's ganze Haltung, erschien ihr verächtlich, dennoch strebte sie derselben ehrlich zu begegnen, indem sie die volle Wahrheit sagte und offen erklärte: die sogenannte Liebeständelei Harry's mit ihr habe in einem Verlöbniß bestanden, das seinerseits durch einen Wortbruch gelöst worden. Diesen wahren Erklärungen habe sie ihrerseits nur beizufügen, daß sie bereitwillig alle und jede Verbindlichkeit zwischen Harry und ihr für aufgehoben ansehe — Herr v. Croneck sei für sie nur mehr ein Fremder!

Was zwischen Felicien's Worten lag, ging bei Lydia verloren. Sie zeigte sich ganz befriedigt und bot Felicie ihr kleines Medaillon zurück, welche dasselbe gern gegen Harry's Verlobungsring eintauschte. Nun war Lydia glücklich, ihrem Vater

berichten zu können: Felicitas sei mit der Lösung des einstigen übereilt gegebenen Versprechens völlig einverstanden und erkläre jede Verpflichtung ihr gegenüber als gelöst.

Des Regierungsraths spätere einfache Frage an seine Nichte, ob diese Versicherung Lydien's richtig sei, beantwortete das junge Mädchen ebenso einfach mit einem einsilbigen „Ja!"

Der Rest war Schweigen. Aber der Regierungsrath verstand seine Mündel jetzt besser, als in jenen Tagen nach ihres Vaters Tod. Mit wahrer Hochachtung betrachtete er das stille Mädchen, das muthig gelernt, sich nicht nur in fremde, schwierige Verhältnisse zu finden, vielmehr noch diese Lage zur eigenen Besserung auszunutzen. Er verglich dasselbe innerlich seufzend mit seiner leichtsinnigen Lydia, während er deren Bewerber mehr als je abgeneigt wurde. Die Verbindung war nicht nach seinem Sinn — indeß, was vermochten seine ernsteren Lebensansichten gegen Lydia's Schlangenklugheit und

ſchmeichleriſche Liſt? Selbſt ſeine Strenge erreichte über gewiſſe Grenzen hinaus gar nichts mehr. Dies mochte er einſehen, er wandte ſich ab, ging ſeinen Weg und ließ Lydia ihren Willen; gewarnt war ſie und dabei nach ſeiner Anſicht alt genug, um zu wiſſen, was ſie that.

Denſelben Grundſatz, jedoch mit mehr innerm Wohlgefallen, ließ er gelten, als Felicie bald darauf gleichfalls mit einem feſten Entſchluß vor ihn trat. In aller Stille war dieſer raſch in ihr gereift. Sie wollte das Feld räumen und das Haus verlaſſen, in dem Harry verkehrte. Voll innern Dankes empfand ſie dabei das Bewußtſein, die letzten Jahre gut zu ihrer Ausbildung benutzt zu haben.

Sie durfte jetzt immerhin mit beſcheidenem Selbſtvertrauen ſich um einen ihr paſſenden Wirkungskreis bemühen. Unbeachtet that ſie dazu ihre Schritte, wobei ihr die Freundſchaft mit einer Ordensſchweſter zu nutzen kam. Durch ihre kleinen Liebesdienſte war während des letzten Jahres Felicie

in einem Kloster bekannt geworden, woselbst man nun auch freudig bereit war, ihr einen Dienst zu leisten. Schon binnen wenigen Tagen verschaffte die Schwester Oberin ihr das Anerbieten, eine fremde, kränkliche Dame, die sich augenblicklich zur Kur bei einem renommirten Arzt in der Stadt aufhielt, als Gesellschafterin nach dem Süden zu begleiten.

Die Offerte erwies sich in jeder Beziehung günstig, nur mußte der Posten bereits in einigen Tagen angetreten werden. Gerade dies war Felicie willkommen, und selbst der Regierungsrath mußte, nachdem er sich überzeugt, in welch' gutem Ansehen diejenige stand, deren Gesellschafterin seine Nichte werden sollte, darein willigen, diese ziehen zu lassen. Aber nur ungern sah er die einst nothgedrungen in sein Haus Aufgenommene jetzt daraus scheiden, obgleich seine Verpflichtungen als Vormund mit Felicien's nunmehr erreichtem einundzwanzigsten Jahre aufhörten. Indeß — im Frühjahre sollte

Lydia's Hochzeit sein, und er begriff vollständig, daß unter den obwaltenden Verhältnissen es für die Meisten eine Erleichterung war, daß Felicie ging. So fand dieselbe keine Schwierigkeit in Ausführung ihres Entschlusses und nur begleitet von den stillen Seufzern ihrer Tante und dem lauten, entschiedenen Proteste Victors begann sie dazu die Vorbereitungen.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Felicitas

Bd.: 1.

1883

P.o.germ. 1746 g-1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11674040-8